

Zeitschrift: Jahrbuch der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur
Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur
Band: 8 (1936)

Artikel: Das Berner Heimatschutztheater
Autor: Lerch, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-986558>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Berner Heimatschutztheater

Die Geschichte seiner ersten zwanzig Jahre

Das Berner Heimatschutztheater ist ein Kind der Schweizerischen Landesausstellung in Bern 1914. Die Idee aber ist zwei Jahre älter: sie ist aus dem Sinnen und Trachten der bernischen Heimatschutzbewegung hervorgegangen.

In einer Vorstandssitzung dieser Vereinigung (1912) regte Seminarlehrer Dr. Hermann Röthlisberger an, es sei an der Landesausstellung ein vorbildliches Liebhabertheater einzuführen. Kunstmaler Rudolf M ü n g e r, damals Obmann der Sektion Bern, griff den Gedanken sogleich begeistert auf und erklärte, Architekt Indermühle habe ihm kürzlich einen Brief von Dr. Otto von Greyerz in Glarisegg bei Steckborn zugestellt, der das Nämliche vorschlage. Der Plan gefiel allgemein und nahm in kurzer Zeit Form und Gestalt an zum Heimatschutztheater der Landesausstellung.

Otto von Greyerz ist später der Leiter des Berner Heimatschutztheaters geworden und bis heute geblieben.

Er ist 1863 geboren als Sohn des Pfarrers an der Heiliggeistkirche. Er studierte in Bern, Göttingen, Berlin und Paris, wurde 1886 Gymnasiallehrer, doktorierte 1887 und amtierte 1888/91 als Lehrer am amerikanischen Robert-College in Konstantinopel. Von 1892 bis 1907 war er am städtischen Gymnasium in Bern als Deutschlehrer tätig. Dann folgte er einem Rufe an das Land-erziehungsheim Glarisegg, wo er bis 1915 verblieb. Die bernische Unterrichtsdirektion berief ihn in diesem Jahre als Dozent an die Lehramtsschule der Universität; er wurde 1916 außerordentlicher, 1921 ordentlicher Professor für Methodik des Deutschunterrichts, sowie für Sprache und Literatur der deutschen Schweiz. Im Jahre 1933 ist er vom Lehramt zurückgetreten.

Früh schon erwachte in Otto von Greyerz die Freude am Theaterspielen. Er erzählt darüber: «Als Stadtchinder sy mer die

meischti Zyt, we mer nid Schuel gha hei, i der Stube gsi und i de Gängen ume gfahre und hei is da vertörlet so guet mer chönne hei. Und längwilig isch es nie gsi, was i weis. Aber ds liebschte vo allne Spiel, wo mer glehrt oder erfunde hei, isch ds Verchleiden und Theäterle gsi. Daderfür hets aber nid viel Gostüm und Sach es brucht. ...Mängisch sy mer o vom hischtorische Genre abgesprungen und hein-is im modärne Sittestück güebt, das heißt mer hei eifach ds Läbe vo de große Lüt nahgmacht, ds eintmal Dökterlis gspilt, ds andermal Pfarrerlis, Lehrerlis, Verchäuerlis ezätera, und die glyche paar Stüel und ds glyche spanische Wändli, wo mer hei dörfe bruuche, sy nachenand d'Dekoration vonere Chilche, enere Schuelstube, eme Spittel oder eme Lade gsi. Oder mer hei der Omnibus vom Bärnerhof us Stüel ufbout, eis als Gutschner vorne, eis als Portier hinde-n-uff, die andere als Reisendi drinn inne mit Täschen und Huetschachtlen und Sache, und der Portier het sen uf änglisch oder französich oder schriftdeutsch angeredet und ihnen gesagt, sie sollen nur keinen Kummer haben, im Bernerhof habe es brillianti Bett und die Salle à manger sei ganz neu repariert und es gebe alle Abend Glace zum Dessär. Und derfür het er de groi rundi Blächli als Trinkgäld übercho.»

Als Student empfing Otto von Greyerz die erste Anregung zu dramatischen Versuchen in der Mundart:

«In einem Zofingerkonzert gab es einmal statt des üblichen Prologs einen berndeutschen Einakter. Ein junger Student hatte ihn verfaßt und damit etwas erstaunlich Neues eingeführt. Menschen aus unsern Alltagskreisen und mit unserer Alltagssprache auf der Bühne? Ja ging denn das?

Es ging, und nichts stand still. Vielmehr regte sich etwas Weltbewegendes im heißen Kopf eines Zuschauers ... es regte sich das stolz die Brust schwellende Gefühl: Das kannst du auch! Ja, vielleicht lautete dieses Gefühl ganz innen sogar: Du kannst es noch besser!»

Unser «Herr Profässer» hat seither einer breiten Oeffentlichkeit bewiesen, daß er's kann: sowohl gute Mundartspiele schreiben als auch gute Aufführungen durchführen. Als Alt-Zofinger schrieb er in den 90er-Jahren berndeutsche Lustspiele für die Zofingerkonzerte, später mehrere Stücke für das Heimatschutztheater; so den «Chlupf», der im September 1912 während eines Ferienaufenthaltes in Nubaumen (Thurgau) entstanden ist. Schon im Oktober 1905 hat Otto von Greyerz «Knörri und Wunderli» verfaßt —

dasjenige Stück, womit die erste Spielzeit unseres Vereins (Winter 1915/16) eröffnet wurde.

Das Liebhaber-Theaterspiel war damals schon seit Jahrzehnten gepflegt, ja, es beruhte im Grunde auf alter, halb vergessener Volkssitte.

Dennoch darf das bernische Heimatschutztheater das Lob beanspruchen, in der Art und Weise der Gestaltung der Liebhaberbühne neue Wege gefunden und gezeigt zu haben.

Geschichte des Theaters in Stadt und Kanton Bern

Zu den Hauptvergnügungen der Berner zählten, besonders um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert — und auch noch nachher — die dramatischen Darstellungen auf freiem Platze an der Kreuzgasse, in erster Linie die alljährlichen Fastnachtsspiele. Der Brauch an sich ist sehr alt, im Bernbiet wie anderswo; denn mit größter Wahrscheinlichkeit gehen Familiennamen wie Kaiser, König, Herzog, Graf, Fürst, Papst, Bischof, Pfaff usw. auf Träger entsprechender Rollen in Volksspielen und Aufführungen des 15. und 16. Jahrhunderts zurück. Die Blütezeit der Fastnachtsspiele jedoch fällt zusammen mit jener wohlbekannten Erneuerung des religiösen Lebens, die, nach den Burgunderkriegen einsetzend, über ein halbes Jahrhundert dauerte, um schließlich in die Ereignisse einzumünden, die wir Reformation (und Gegenreformation) nennen. Damals galt, obzwar unausgesprochen, der Satz: Echte dramatische Kunst ist auch ein Gottesdienst!

Freilich, das bernische Fastnachtsspiel gefiel sich in beißendem, zuweilen sogar rohem Witz, in Anzüglichkeiten auf öffentliche und persönliche Verhältnisse. «Puren-Gspött und Aeschensäck» in den Spielen von 1513 führten wenige Monate später — nebst andern, gewichtigeren Ursachen — zu einem nicht ungefährlichen Volksauflauf. Ueber die Verspottung der geheiligten Majestät des Kaisers und des vielvermögenden Kardinals von Sitten (1521) war der letztere ein Jahr später, nach der Niederlage an der Bicocca 1522, noch immer fuchswild. Aber die nachhaltigste Wirkung zeitigten doch die von dem Staatsmanne, Künstler und Dichter Niklaus Manuel verfaßten zwei Stücke des Jahres 1523, worin er geistliche Anmaßung und Laientorheit geißelte. Kaum ein Jahrhundert später hatten die führenden Männer der bernischen Staatskirche völlig

aus dem Sinn verloren, welches der Enderfolg dieser Spiele gewesen war . . . Daß die beiden Stücke «Die Totenfresser» und «Von Papsts und Christi Gegensatz» auch heute noch wirksam sein können, hat die Aufführung durch Studenten (1918) unter der Leitung von Prof. Ferdinand Vetter bewiesen.

Fastnachtsspiele und andere dramatische Aufführungen waren zwar in Bern noch jahrzehntelang nach der Reformation sehr beliebt. Und sie erfreuten sich einer tatkräftigen Förderung durch die Obrigkeit. Nicht nur, daß diese je und je den Spielern namhafte Zuschüsse an die gehaltenen Kosten leistete (so 1531 etwa 3000 heutige Franken); sie ließ mitunter die «Brüge» (Brügi, Bühne) durch den Bauherrn (Kantonsbaumeister) auf Staatskosten erstellen; sie ließ Kostüme und andere Requisiten, namentlich Rüstungen und kostbares Edelmetallgerät, aus den staatlichen Vorräten; oder sie wies die «Stuben» (Gesellschaften, Zünfte) an, Harnische und Waffen zur Verfügung zu stellen; sie ließ gelegentlich sogar dem Spielleiter ein besonderes Honorar (so 1554) zukommen!

Was gespielt wurde, das ist nicht mehr für jeden einzelnen Fall zu ermitteln; denn die Regierungsprotokolle nennen meist die Namen der Stücke nicht; sie sagen kurz und knapp: «dz spil» . . . Es waren — wie man aus andern Quellen weiß — vorwiegend biblische Stoffe: 1534 der verlorene Sohn; 1538 Jacob und Joseph und die «Historia des gotsföchtigen jünglings Joseph»; 1540 Gedeon; 1545 Goliath; 1546 «Wie Noë vom win überwunden»; 1555 nochmals Goliath; einmal aber (1554) kam der Plutus des Aristophanes an die Reihe. Und gegen Ende des Jahrhunderts traten weltliche Dramenstoffe in den Vordergrund: um 1565/70 Appius und Virginia; 1573 das Spiel von der Kinderzucht; 1579 Griseldis (auf dem Münsterplatz aufgeführt), auch genannt «das Spiel vom Markgrafen von Salusse und siner Husfrouwen.»

Mitunter erwies sich ein Stück als ein Mißgriff und mußte aus Gründen der äußern oder innern Politik «abgestellt» werden. Das war der Fall 1549/50 mit einem von Studenten aufgeführten Spiele, «darin man mäß gehalten, die tüfel zu altar gedient» — die Regierung brachte vorsorglicherweise dienlichen Ortes Entschuldigungen an — und wieder 1584, anläßlich großer Festlichkeiten zum Empfange von Zürcher Besuchern . . . Johannes Haller, der dritte dieses Namens, hatte eine «Kurtzwyl oder Purendantz» verfaßt. Aber die bernischen Landleute — nicht die Gäste — nahmen das Ding aufs Puntenöri! So daß die Staatsraison Abstellen gebot . . .

Zwei besonders erfolgreiche Dramendichter jener Zeit müssen noch besondere Erwähnung finden. Der eine war Hans Rudolf Manuel, Sohn des Niklaus; sein Weinspiel «Von der trunknen rott» wurde 1548 beifällig aufgenommen — der andere der Kanzleibeamte Hans von Rütte, ein recht fruchtbarer Bühnenschriftsteller, von dem man aus den Jahren 1531 bis 1555 sechs verschiedene Stücke kennt. Darunter befindet sich ein Bibelabschnitt, der einen Riesenaufwand an Inszenierung beanspruchte: das 4. und 5. Kapitel der Offenbarung Johannes, aufgeführt zu Ostern 1552. Es war eine Art Singspiel, lehrhaft und etwas geschwätzig. — Ein anderer dankbarer Stoff, bei dem ein tüchtiger Aufwand am Platze war, kam auch nicht selten an die Reihe: das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus.

Wer waren die Spieler? Oft die Lateinschüler und Theologiestudenten, oft auch burgerliches Jungvolk aus den besten Kreisen. Nicht selten gastierten Spieltruppen vom Lande in der Hauptstadt: 1549 Signauer, 1552 Herzogenbuchser, 1553 Langenthaler, 1554 Niedersimmentaler, 1556 Burgdorfer. Ob die Utzenstorfer 1540 ihr Spiel «Wie man alte Weiber jung schmiedet» auch in Bern aufführten, ist nicht überliefert; das aber weiß man, daß es sich in dem behäbigen Dorfe jahrzehntelang hielt und noch 1613 daselbst über die Bühne ging. Im Jahre 1591 durfte eine Truppe aus dem kleinen Mülheim (Mülchi im Amt Fraubrunnen) in Bern auftreten; sie hatte sich den oben erwähnten schweren Stoff vom armen Lazarus ausgewählt!

Freilich unterwarf die Regierung die jeweiligen angekündigten Spiele einer gewissen Vorzensur. Mehrmals beauftragte man damit einen Kanzleibeamten, den Gerichtsschreiber. Das war zumeist ein erfahrener Mann mit Weitblick, Welt- und Menschenkenntnis — daher keine enge Seele . . . Aber später betraute man im Ratshause die Häupter der städtischen Geistlichkeit mit der Ueberprüfung der «vorhabenden» Spiele. Dieser Wechsel war, kurz gesagt, der Anfang vom Ende, wie wir noch sehen werden.

*

«Große Meisterwerke von nationaler Bedeutung» — so schreibt Otto von Greyerz im Schweizer-Heim-Kalender 1918 — «hat das deutschschweizerische Volkstheater nicht hervorgebracht. Dafür war es bodenständig in der Sprache, einer vom Geiste der Mundart geprägten Schriftsprache, die jedermann verstand und an der

man die heimatlichen Klänge weder in der Aussprache, noch in Wörtern und Wendungen vermißte. Denn die Dichter waren vorwiegend Landsleute und die Darsteller ausschließlich. Es gab keinen Schauspielerstand, weder einen einheimischen, noch einen fremdländischen. Wer Lust und Begabung hatte, spielte mit, vornehm und gering, Studierte und Unstudierte. Jedes Theaterspiel war ein großes oder kleines Volksfest. Der Weg, auf dem unser Drama sich hätte fortentwickeln und doch Volkskunst bleiben können, war gezeigt und beschriftet.»

Als 1567 Schultheiß Hans Steiger und Magdalena Nägeli ihre prunkvolle, sozusagen fürstliche Hochzeit feierten, da führten die vornehmsten Jünglinge der Stadt an der Kreuzgasse das Spiel von der Königin Esther auf, das sehr dankbar aufgenommen wurde. Denn in obrigkeitlichen Kreisen war man mehrheitlich der Auffassung, das Komödie- und Tragödienspielen habe sowohl bei den alten Heiden als auch nachher bei den Christen «zu Gutem und zu Pflanzung der Tugenden geführt.» (Man hatte die Gedanken der Humanisten noch nicht verschwitzt!) Als jedoch 1592 ein Landgeistlicher aus einem hehren, edlen Stoffe — der Geburt Christi — ein läppisches, taktloses Spiel zurechtschusterte, da schritt die Regierung, das Kind mit dem Bade ausschüttend, gleich allzu radikal ein. Man habe, so hieß es, allerdings bisher das Komödie- und Tragödienspielen geduldet; aber man habe denn doch im Grunde bei Spielern und Zuschauern wenig ersprießliche Folgen bemerkt. Die Amtleute seien daher angewiesen, künftighin niemand mehr ohne obrigkeitliches Vorwissen spielen zu lassen. Aber auf dieses Vorwissen ließ man es meist lieber gar nicht erst ankommen . . .

Immerhin wurde die Erlaubnis zu Aufführungen hie und da doch noch erteilt. So durften 1601 die Wiedlisbacher die «Comoedia deß rychen Mans» spielen; den Thunern dagegen hat man 1596 die Wiedergabe einer «History vom König Cyro» abgeschlagen. Hinwiederum wurde 1598 — wohl aus Gründen der Staatsklugheit — der Gesellschaft zu Mören gestattet, ihr Spiel «vom eidgnössischen Pundt» aufzuführen, und zwar auf dem Kilchhof, der heutigen Plattform. Ja, die aufführende Gesellschaft erhielt sogar eine obrigkeitliche Gratifikation.

Aber im ersten Viertel des theokratischen 17. Jahrhunderts waren die Gnädigen Herren unter dem Einfluß der Kirche glücklich so weit gekommen, daß sie «die der christlichen Sitte unanständi-

gen Mummereien» (Aufführungen aller Art in Verkleidung) untersagten; sie seien nichts anderes als ein sündhafter «Gräuel» aus dem alten Heidentum und dem Papsttum, etwas «bacchisch-epikuräisches». So bekämpfte eine hochwohlweise Obrigkeit jetzt die Lebenslust des Volkes, verdüsterte sie seinen frohen Sinn.

Ganz unterdrücken konnte verknöcherte Engherzigkeit das Komödienspielen aber doch nicht. Das Tobias-Spiel der Niedersimmentaler, um 1647 durch Knaben aufgeführt, wurde weithin beachtet, nachträglich sogar in einem umfangreichen Liede besungen. Und als das Oberchorgericht, die kirchlich-staatliche Sittenpolizeibehörde, 1681 bei der Regierung Weisungen anbeehrte über verschiedene Lustbarkeiten und deren Duldung, hieß es: das Tanzen an Sonntagen ist nicht zu gestatten, wohl aber das Komödienspielen der jungen Knaben, weil sie sich dabei *à la façon niren*.

Aber das Theaterspielen der Einheimischen hatte seine Blütezeit längst hinter sich. Denn schon seit 1584 bis um 1600 und wieder seit dem Ende des 30jährigen Krieges gastierten bei uns ausländische Berufsschauspieler. Besonders Anklang fand 1651 die Truppe des Johann Fastnauer aus Kassel; sie erhielt sogar zum Abschied ein lobendes amtliches Zeugnis mit auf die Reise. Andere Gruppen wurden mitunter abgewiesen, freilich nicht aus bloßer Willkür, sondern zumeist mit Rücksicht auf besondere Zeitumstände.

Um 1700 setzte als Reaktion gegen kirchlichen Zwang und Dogmengezänk die lebenskräftige Bewegung des Pietismus ein, vom Staate scharf bekämpft. Die neue Richtung verurteilte alle weltlichen Vergnügungen, selbstverständlich auch das Komödienspielen. (Nebenbei bemerkt: das Wort «Theater» ist in ländlichen Kreisen erst im 19. Jahrhundert so recht geläufig geworden.) Zu den Abwehrmaßnahmen der pietistenfeindlichen Behördenmehrheit trat, sonderbar genug, jedenfalls recht unerwartet, auch eine bühnenfreundlichere Einstellung. Als sich 1700 eine in Solothurn gastierende, ausländische Thespisjäüngerschar um die Erlaubnis bewarb, während der vierzehntägigen Martinimesse in Bern zu spielen, tat ihr die Obrigkeit kund und zu wissen: Dergleichen Dinge sind sonst in Bern ungewohnt. Aber um eigentümlich dazwischengkommender Ursachen willen ist uns diesmal das Angebot genehm. Nur dürfen die zu spielenden Stücke nichts Unehrbares und Unanständiges enthalten. — Trotz der teuren Eintrittspreise (5 Batzen

der Platz, das sind gut und gerne 5 heutige Franken) benützte das Berner Publikum die dargebotene Gelegenheit eifrig und lebte wohl daran. Die Armen der Stadt trugen übrigens auch ihren Nutzen davon; denn die Truppe trat ihnen, einer vorher getroffenen Abmachung gemäß, einen Drittel der Bruttoeinnahmen ab. Man sieht: die Billetsteuer zugunsten sozialer Zwecke ist schon eine recht alte Einrichtung!

Immer noch standen die Kirchenhäupter dem Theater ablehnend, wo nicht feindlich gegenüber. Doch konnten sie die immer häufiger werdenden Gastspiele nicht mehr hinterhalten. In den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts kamen nach Bern: der sächsische Schauspieldirektor Beck; Leonhard Danner, der Prinzipal der königlich großbritannischen und churfürstlich braunschweig-lüneburgischen Schauspieler; das italienische Opernensemble des Nicolini Grimaldi; die Lust- und Schauspieltruppe der Messieurs Dulac et Berinville . . . und wollte man aufzählen, wer alles ab etwa 1750 zu Bern gastiert hat, es gäbe eine lange Reihe. Eine Gesellschaft, die taktvoll genug war, die 27köpfige Regierung in corpore zur Eröffnungsvorstellung einzuladen, durfte den ganzen Winter und noch weit in den Frühling hinein spielen! Bern hatte ein richtiggehendes, eigenes Stadttheater, ohne jegliche Ansprüche an die Stadt- und Staatskasse! Als Lokal diente das Ballenhaus; es stand ungefähr da, wo heute der Mittelbau des Bundeshauses.

Im Jahre 1768 erbaute Meister Niklaus Sprüngli das prächtige Hôtel de Musique (heute Café du Théâtre); die Regierung ordnete von vorneherein an, Theater dürfe darin nicht gespielt werden. Und an diesem Grundsatz hielt sie auch dann fest, als sich eine Vereinigung Ortsansässiger zusamm tat, um Gesellschaftsstücke aufzuführen . . . der erste Dramatische Verein!

Der Höhepunkt des bernischen Theaterlebens waren die Gastvorstellungen der Truppe Koberwein aus Straßburg im Jahre 1783. Die elegante Frauenwelt Berns riß sich um die Plätze: man setzte sich lange vor Beginn ins Ballenhaus und nahm die Lismete oder Häägglete mit, auch genügenden Mundvorrat, ließ sich wohl gar vom Traiteur gute Plättli an Ort und Stelle zubringen. Das war nun wiederum zuviel; Koberweins Mimen wurden verabschiedet.

Bernische oder schweizerische Berufsschauspielertruppen aber hat es damals — und noch viel später — nicht gegeben.

Und nun ein Sprung über ungefähr hundert Jahre. Was dazwischen liegt, ist kaum der Rede wert. Zeuge: Gotthelf . . . Er, der als Student selber gerne und eifrig mitwirkte, wenn es galt, Stücke wie den Tell zur Aufführung zu bringen — er sagt in seinen Büchern nichts von einem Volkstheater. Ausgerechnet er, der doch begeistert hätte zujubeln müssen! Somit gab es damals wohl keines, möchte man schließen. Doch läßt er hie und da Seitenhiebe fallen auf Dinge wie Wettgränet, Sackgumpet, Weggliasset, Kumedi oder sonst eine Hudlete . . . «Kumedi» — Possenzeug ohne Gehalt — soweit war die alte, gute Münze dieses Wortes abgeschliffen! Kumedi nennt das Volk in gewissen Gegenden noch heute eine hohle, nur auf die Lachmuskeln und weniger Harmloses spekulierende dramatische Kunstbetätigung.

Ausgesprochene «Kumedi» waren in jener Zeit und bis gegen Ende des Jahrhunderts die Ostermontag-Umzüge in unserer Mützenstadt, wobei Stadt- und Landvolk, besonders aber letzteres, nicht selten recht närrisch, immer aber recht auffällig verkleidet, allerhand Mummenschanz trieb, darunter auch Verulkung von Ereignissen vergangener und aktueller Schweizer- und Bernergeschichte. Beliebt war der «Tell» — und es mögen bei solchen Anlässen jeweilen die Gefßlerworte gefallen sein (Obacht, Land-Berndeutsch): «Säg, Täu, du trotzige Rebäu, was hesch du wöue mit dym zweute Pfyu?»

Aber trotz dem schlimmen Worte «Kumedi» ist im Bernbiet wie anderswo recht fleißig Theater gespielt worden, seitdem es Männerchöre, Gemischte Chöre, Blechmusiken, Turnvereine und dergleichen gibt — das heißt, seit dem Durchdringen der Volksherrschaft.

Im 19. Jahrhundert beherrschte neben dem derben und zugleich wässerigen Schwank vor allem das vaterländische Schauspiel den Plan. Ursache: siehe unter Demokratie. Die Schlachten von Sempach und Näfels, Morgarten und St. Jakob, Nationalhelden wie Schybi und Henzi, Sagengestalten wie die Nonne von Wyl, die Hexe von Gäbistorf und Gemma von Arth, kamen auf die Bühne.

«Das war alles vielleicht herzlich gut gemeint und, wenn es auf den Stoff ankäme, schweizerisch genug; nur in der Form, im Sprachgewand, nichts weniger als schweizerisch.» (Ruft da in einem Grauholz-Stück eine Bäuerin der andern zu: «Hörst du, schon brüllen die Kanonen!») «Dann und wann, wie geile Schosse in einem geschorenen Grünhag, eine dem Volksleben abgelauschte Szene, aber nur als Ausnahme, nur um die Unnatur der ganzen

Mache so recht zum Bewußtsein zu bringen. — Auch das Dialektspiel, seit Jakob Stutz' Tagen gepflegt und nach der großen pathetisch-politischen Männerchorpause der Vierziger- und Fünfzigerjahre schüchtern wieder aufgenommen, schien sich einer üppigen Blüte zu erfreuen. Wer aber näher zusah, den befiel ein Grausen ob der Geist- und Geschmacklosigkeit dieser Volksbelustigungen, an denen meistens nur ein gesunder Faden die Prüfung bestand: die derbe Widerstandskraft alter Schweizersitte, welche keine leichtfertige oder gar schlüpfrige Behandlung von Liebes- und Ehemotiven aufkommen ließ. Brav, aber geistlos! war die Kennmarke dieser Kunst.» (O. v. Greyerz, Fachbericht SLAB XIV.)

*

In Emil Balmers «Theater im Dorf» berät der Vorstand des Gemischten Chors Sensenried (Zeit: um 1900) über die Wahl eines Stückes für die herannahende, allwinterliche Theatervorstellung. Es pressiert; denn die andern Vereine wollen auch noch dran kommen. Der Schulmeister eröffnet die Rundfrage. Direktor Gnädinger, ein gewester Tausendsassa und Hansobenimdorf — aber von der sympathischen Sorte, beantragt, etwas Klassisches zu spielen: Wallenstein, Hamlet, die Räuber — «nu nüd selligi Schmarre, wie sie da zäntume de Lüt särviered!»

Strassacher-Hämme, ein Spieler der alten Schule (der «Mime» nach Oskar Eberle im Jahrbuch I) schwärmt für Oder-Stücke: «Toni der Alpensohn oder Der Liebe Kraft»; «Der letzte Ritter von Schwanensee oder Die Blutrache.» Aber die andern Vorstandsmitglieder nehmen diese heilig ernst gemeinten Vorschläge mit Heiterkeit auf, und gleich purzeln sie nur so hervor, die Anekdoten über Aufführungen solcher Stücke, wobei infolge von Regiefehlern oder Tücken des Objekts dies und jenes vorbeigeraten sei.

Vater Rüedi meint bedächtig: «Ds beschte wär, mi nähmti es Stück, wo nes wyters keni Gostüm bruucht u wo me chönnt rede wie eim der Schnabel gwachsen isch.» Ein etwas naives Goldtöchterchen protestiert lebhaft, so etwas sei ja gar kein Theater. Das gibt dem Schulmeister Anlaß, ein paar väterlich-träfe Worte anzubringen, was «Theater» sei: «übertrybe, schöner rede weder im Ordinääri, dummi Bewegung mache, anstatt sech z'gäh wie men isch» — und er schließt, etwas resigniert und dennoch zuversichtlich: «Wil's doch das nid git, wo Rüedi seit, so wär i sälber o derfür, we mer is einisch hinder öppis größers fäti wage.»

Der Vorstand entschied sich dann auch für Schillers «Tell» und tut damit einen glücklichen Griff. Wie sich die Tellspiele zu Sensenried auswirken, das kann ich hier nicht erzählen; das muß man gesehen oder doch zum mindesten gelesen haben!

*

Wenn wir ehrlich sein wollen: «das, wo Rüedi seit», das gab es zwar um 1900 schon, aber in allerhand Abstufungen des Wertes und der innern Wahrheit. Und es war aus allerhand Gründen stark umstritten. Hauptgrund: man will auf der Bühne etwas anderes sein, als das, was man sonst ist... Noch vor kurzem sagte mir ein Bauersmann (Distanz: 2 Stunden von Bern): «Es Stück mit aufe Gostüm, u won es so rächt räblet u cheßlet, so öppis vo Chrieg u Vatterland, das gfauf mer ömu de viu besser weder da das Drätti- u Muetfizüüg.»

Ein wenig recht hatte er freilich auch, der Wackere; denn das Motiv vom hartköpfigen, stiernackigen, bäurischen Vater, der den Freier seiner Tochter nicht riechen mag und dann doch klein begeben muß — dieses Motiv ist heute zur Genüge abgewandelt. Aber ich nehme da schon etwas voraus...

D a s W i e d e r e r w a c h e n d e s M u n d a r t t h e a t e r s

Der erste Berner, der Mundartstücke schrieb, war Fritz Ebersold, Redaktor in Zürich († 1923). «E strubi Wuche», mehr Schwank noch als eigentliches Mundartlustspiel, entstand 1889; drei Jahre später folgte «Wie Christen eine Frau gewinnt», nach Gotthelf; anspruchslos, aber fröhlich und unterhaltsam, mit einigen recht gut gezeichneten Charakteren. Unterdessen hatten die 1891er Festspiele von Schwyz und Bern ein recht lebhaftes Echo erweckt. Der bernische Historiker Karl Geiser schrieb seinen «Regimänts-Chüejer», die Darstellung eines Kriegsgerichtsfalles aus dem 18. Jahrhundert. Und Mundart redende Schweizer-Söldner in Frankreich brachte das Festspiel der Berner Liedertafel auf die Bühne (1895): Dr. Otto von Greyerz, damals Deutschlehrer am neugeschaffenen städtischen Gymnasium, hatte den großen Wurf gewagt. Mundartprosa im Festspiel statt hochdeutscher Jamben und Trochäen! Es war das erste Auftreten unseres heutigen Obmannes als Bühnendichter.

Rasch folgten nun nach: Gletscherpfarrer Gottfried Strasser mit den Mundartszenen «Bärgdorf»; Fritz Hubler mit «Kätheli vom

Tannenhof oder Die Hochzeit im Grauholz 1798»; Pfarrer E r n s t M ü l l e r in Langnau mit «Der Liebe Kraft» (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Stück, das bei Balmer — siehe oben — gemeint ist); er prangerte darin hartgesottene Dorfmagnaten an und verriet in einzelnen Szenen ein meisterhaftes Können. «Der Liebe Kraft» ist auch jenseits der schwarz-roten Grenzpfähle recht oft und mit Eifer auf ländlichen Bühnen gespielt worden. Dieses im Grunde ernste Stück hat übrigens einen heitern, fast possenhafte lustigen Vorläufer gehabt: «E Spinnet im Lischebedli» — Kaffee-klatsch, Knubelbauernhochmut, eine auf ihre Belesenheit stolze Posthalterin, dann Handelsreisendenaufschneiderei, ein schüchterner Stadtjüngling, der von der Knubelsippe sogleich als Freier gekapert («zuchepunge») wird; Nöte eines verhinderten Poeten und einer verkannten schöne Seele — und alles das in einer überaus bodenständigen Sprache, so echt und wahr, daß Emanuel Friedli zahlreiche Stellen des Stückes in seinem ersten Bärndütschbande «Lützelflüh» anführen konnte.

Zunächst für seine Zofinger und die zugewandten Damen schrieb O. v. G r e y e r z 1898/99, wie schon eingangs erwähnt, eine ganze Reihe heiterer Einakter: «E strube Morge», «Vatter und Suhn», «Ds Gongstangsse», «Der Locataire», «Der schön Herr Nägeli», ferner Szenen aus «Annebäbi Jowäger» und die Schul-szene zum Glasbrunnenspiel. Er führte zudem jahrelang die Regie in den Aufführungen der Zofinger, wie auch später in Glarisegg. — Frau Hedwig Dietzi verfaßte eine ganze Anzahl kleiner Mund-artszenen. — Der Bieler Progymnasiallehrer (später Redaktor) A r n o l d H e i m a n n (1856—1916) schrieb «Hintereggglüt», dann «Elsi, die seltsame Magd» — dieses Stück fand nicht mit Unrecht riesigen Anklang, wie denn überhaupt das Jahr 1798 auf der Bühne, wie in Roman und Novelle, immer wieder zu fesseln weiß. Es folgten aus Heimanns Feder bis 1913 eine Reihe weiterer Stücke, von denen der «Thalgutbauer» noch heute mitunter gespielt wird.

Das neue Jahrhundert sah eine schon recht blühende Mundart-bühnenkunst, allerdings ziemlich scharf nach Stadt und Land getrennt. Dies, trotzdem man an beiden Orten dem nämlichen Ziele entgegenstrebte. Man verstand es noch nicht, sich zu finden...

Auf der Landschaft war es das Emmental, das zuerst sich freizumachen suchte von verlogener oder zumindest unwahrer, fremd-geistiger Mache. Pfarrer Müller wußte seinen D r a m a t i s c h e n

Verein Langnau (gegründet 1893) zu entflammen für Darstellungen ländlichen Wesens und ländlicher Probleme. Er schrieb seinen Spielern mehrere, teils heitere, teils ernste Stücke sozusagen auf den Leib.



In Grofhöchstetten, unweit der gewerbsamen Käsemetropole, trat 1903 ein junger, begeisterter Lehrer, Karl Grunder (geb. 1880) auf den Plan. Dem gegen finstern Aberglauben gerichteten «Böse Geischt» folgte 1905 «Bärewirts Töchterli», nach einer Erzählung von A. Bitter, ein Stück, dem mehr noch als «Der Liebe Kraft» und «Elsi» ein Siegeslauf über die Bühnen der ganzen deutschen Schweiz beschieden war. Es folgten: der heiterausgelassene Studentenschwank «Bodehanslis Verlobigsfyr»; dann die lustige Verulkung eingebildeten Krankseins und verfrühten Ruhestandes: «D'Stöcklichrankheit» — wir Heimatschützer spielen sie noch heute immer wieder gern, besonders am Radio — und zahlreiche andere. Grunder, ein Mann eigener Kraft, zählt heute zu unsern allernächsten Zugewandten.

Die dramatischen Vereine Langnau und Grofhöchstetten haben zweifelsohne der Mundartbühne auf dem Lande den Weg ge-

ebnet und damit auch dem Heimatschutztheater den Boden zubereiten helfen. Denn nach den Erfolgen des Dialekttheaters im Emmental ging eine Woge der Begeisterung für ähnliches Streben und Tun durch das Bernerland und griff bald auf die ganze deutsche Schweiz über. Das Dreigestirn Müller-Heimann-Grunder beherrschte die allwinterlichen Spielzeiten der arbeitsamern Landvereine. Aber wie Pilze nach einem warmen Regen schossen nun Bühnendichter kleinen und kleinsten Formates aus dem Boden. Weniger im Bernbiet selber als ostwärts davon, bis zum Bodensee. Vereine, die nicht über die nötige Zeit oder die geeigneten Spieler verfügten, namentlich aber solche, deren Leiter nicht zu unterscheiden verstanden zwischen Edelgut und Talmi — sie behielten sich mit billigen, derben Schwänken und Possen. Billig unter anderem auch deswegen, weil sie keine Autorhonorare oder Tantiemen kosteten ... Denn noch heute reut verschiedene Vereine dasjenige Geld am meisten, das sie dem Dichter «abladen» sollten. Die Rechnung des Lokalwirts darf dann schon bedeutend größer sein! — Auf die erwähnten Machwerke paßt das von Josef Nadler geprägte Wort vom «Heimatschund» so übel nicht.

Es fehlte am Zusammenhang, an einer großen, leitenden Idee, am kritischen Geist, an Selbstbesinnung; löbliche Ausnahmen selbstredend abgerechnet. Ganz vereinzelt waren die Orte, wo man zielstrebig an Wert und Maß festhielt. So etwa M u r z e l e n, wo Käsereiinspektor R e b e r jahrelang zum Rechten sah. Dort legte man ganz besondern Wert auf Echtheit der Kostüme und der Requisiten; aber auch in andern Dingen hielt Reber auf Naturtreue. Er ging darin so weit, daß er Mägderollen durch wirkliche Mägde, Knechterollen durch Knechte spielen ließ. Er duldete zudem nur natürliche Bärte, was damals freilich leichter war als heute. Er durfte es auch wagen, Spinnräder auf die Bühne zu stellen; denn die Murzeler Spielerinnen konnten alle noch spinnen.

Erwähnt werden darf hier noch der D r a m a t i s c h e V e r e i n B u r g d o r f, gegründet 1902, der in seine eifrige, kunstbeflissene Tätigkeit auch das Mundartspiel einbezogen hat. Er wurde 1919 übergeführt in die «Casinogesellschaft».

Alles zusammengekommen, kann die Zeitspanne zwischen etwa 1900 und dem Weltkrieg als Zeit des Werdens, Pröbelns, Suchens bezeichnet werden. Es waren sozusagen die Kinderjahre der Mundartbühne.

*

In der S t a d t B e r n war das Theaterleben außerhalb des Stadttheaters — wo reichsdeutsche und österreichische Schauspieler unter Direktoren der nämlichen Herkunft fast ausnahmslos ausländische Stücke aufführten — recht rege. Das Stadttheater brachte immerhin zwei schweizerische Stücke zur Aufführung, die, obschon in Schriftsprache verfaßt, als Vorläufer der Mundartbühne gelten können: «Das Glück oder Nur ein Schulmeister», schweizerisches Volksstück in 4 Akten, Zeit: 1813 (Emma Hodler) — und «Fesseln», Schauspiel in 4 Akten (Flora Neuhaus); das eine auf dem düstern Hintergrunde napoleonischer Feldzüge ein Junglehrerschicksal zeichnend, das andere ein psychologisch tief und ergreifend wiedergegebenes Stück Künstlerleben. Beide waren ernsthafte, geglückte Versuche, die Sprache volkstümlich, mundartverwandt zu gestalten; sie kamen im alten Theater beim Zeitglocken zur Darstellung und erfuhren eine freudige, verständige Aufnahme (1892 und 1899).

Die Träger der Liebhaber-Bühnenkultur der zwei, drei Jahrzehnte vor dem Kriege heißen — außer einigen Studentenverbindungen, wie Zofingia und Zähringia und einigen Gesang- und Turnvereinen, unter den letztern die Gymnastische Gesellschaft Bern: Quodlibet, Philadelphia und Dramatischer Verein der Stadt Bern (Reihenfolge nach der Zeit der Gründung). Ich habe mich hier bloß mit den zwei letztgenannten zu befassen, da bedeutsame Beziehungen sie mit unserm Spielverein verbunden haben.

Die Philadelphia, eine gesellige Vereinigung junger, schulentlassener Leute aus allen Berufen und Ständen — auf bewußt christlicher Grundlage, doch ohne Engherzigkeit und Scheuklappen — ist 1885 gegründet worden. Unter den Gründern sind Rudolf von Tavel und Notar Paul von Greyerz (Bruder unseres Obmanns) zu nennen. Die «Philaner» spielten je und je gerne Otto von Greyerz-Stücke, und so ergab es sich fast von selbst, daß einige der begabtesten Spieler der Philadelphia treue Mitglieder des Heimatschutztheaters wurden: Brügger, Scheidegger, Stucki.

Der Dramatische Verein der Stadt Bern war, wenn man so sagen will, ein Kind der 1891er Festspiele; die Gründungsversammlung fand am 7. November 1892 im alten Casino statt. Zweck war die Heranbildung der Dilettanten zu gemeinsamer Arbeit, größere Aufführungen, Festspiele, dramatische Kurse, keine bloße Geselligkeit... «Es herrscht allenthalben der Trieb

nach Volksschauspielen, weil das Berufstheater dem nationalen Leben wenig biete» — so steht im Protokoll zu lesen. Ein Wort, das heute noch Geltung hat.

Und den hohen Zielen, die der Verein sich gesteckt, hat er getreulich seine Kraft und sein Streben gewidmet. Männer wie Oberst von Tschärner, Fürsprecher Otto Hahn, Maler E. Lauterburg, Rudolf Benteli, Rudolf von Tavel, später Dr. Th. Im Hof wußten mitzureißen und anzufeuern, setzten sich auch in erster Linie selber ein. Aber auch eine Reihe von spiel- und arbeitsfreudigen Damen, besonders Frau Schoeb und Frau von Steiger-Jeandrevin, halfen getreulich mit. Dem Verein haben ferner angehört, um nur einige zu nennen: Verleger A. Francke, Organist Karl Hess, Graveur Homberg, Dr. Gustav Grunau, Seminarlehrer K. L. Born, Alkoholdirektor Milliet . . . Diese Liste muß notgedrungen ebenso lückenhaft sein wie die Quellen, die mir zur Verfügung standen.

Gespielt wurde meist im Stadttheater. Mehrmals amtierte der den ältern Bernern noch in bester Erinnerung stehende Carl Broich als Regisseur. Man scheute nicht zurück vor großen, anstrengenden Aufgaben. So gelangte gleich als erstes Stück «Jürg Jenatsch» von Richard Voss zur Darstellung, nachdem festgestellt worden war, daß das Stadttheater nicht in der Lage sei, es aufzuführen. Es folgten «Wallensteins Lager», «Wilhelm Tell», «Elsi, die seltsame Magd», Wilbrandts «Eidgenossen», und andere mehr. Im Frühjahr 1905 führte der Verein den «Napolitaner» (O. v. Greyerz) auf; ein ebenso kühnes wie gehaltvolles Stück, kühn, weil der Dichter es wagte, in einer politisch schon recht verhetzten Zeit einen charakterfesten, braven Sozialdemokraten samt der roten Fahne auf die Bühne zu bringen.

Nach und nach kam der Niedergang; die Mitgliederzahl ging zurück; die Werbung des Nachwuchses stieß auf Schwierigkeiten. Doch erlebte der Verein nochmals einen großen Aufschwung durch Übernahme des Festspiels «Die Bundesburg» von C. A. Bernoulli an der Landesausstellung 1914. Es wirkten allerdings auch spätere Heimatschutzleute mit, so Walter Brügger.

Im Jahre 1921 löste sich der stark zusammengeschmolzene Verein auf, nachdem er jahrelang einer wichtigen Kulturmission gedient hatte. Einen ansehnlichen Teil seines Vermögens erhielt das Berner Heimatschutztheater, das sich ja ähnliche Ziele, wenn auch etwas andere Wege, vorgesteckt hat. Die schöne Gabe nahmen wir dankbar an.

Das Dörfli- oder Heimatschutztheater der Landesausstellung 1914*)

Die Landesausstellung, dieser schöne Augenblick der Selbstbesinnung unseres Volkes, hat auch auf dem Gebiete der dramatischen Kunst abklärend und wegweisend gewirkt. Durch eine Anstrengung gesammelter Kraft wurde gezeigt, was wir an dramatischer Kunst Eigenes besitzen und was sich weiter aufbauen lasse. Der bisherigen Entwicklung entsprechend, trat unsere einheimische Theaterkunst in zweifacher Gestalt auf: als Festspiel («Die Bundesburg») in großem Rahmen und höheren Stilformen, auf Massendarstellung und Massenwirkung angelegt; und als mundartliches Volksstück, auf die engen Verhältnisse der Liebhaberbühne berechnet, also sparsam im Gebrauch von Personen und Ausstattungsmitteln. Dieser zweiten Form schweizerischer Theaterkunst nahm sich die Vereinigung für Heimatschutz tatkräftig an.

Von vorneherein wurde ein Zusammenschluß und ein Zusammenarbeiten der in der Schweiz tätigen Liebhabergesellschaften unter einheitlicher Leitung vorgesehen. Darum ernannte der Zentralvorstand des Heimatschutz zunächst einen literarischen Ausschuß, der die vorhandenen und neu einlaufenden Stücke zu prüfen und ein Verzeichnis der für die Dörfli Bühne verwendbaren aufzustellen hatte. Diese Arbeit dauerte gegen zwei Jahre.

Obmann dieses Ausschusses war Dr. Hermann Röthlisberger; ihm war als zweiter Obmann Notar Paul von Greyerz beigegeben, besonders für die geschäftliche Seite des Unternehmens. Als Mitglieder wirkten u. a. mit: Bibliothekar Dr. Hans Bloesch, Redaktor Jakob Bühner, Verleger Dr. A. Francke, Seminardirektor Dr. Ernst Schneider, die Schriftsteller Otto von Greyerz, Simon Gfeller, Hermann Hesse, Josef Reinhart, die Kunstmaler August Schmid in Diefenhofen und Rudolf Mürger, der Jurist Dr. Gerhard Boerlin in Basel.

Alle geeignet scheinenden Vereine wurden zur Beteiligung eingeladen — es sagten nicht alle zu, die es hätten wagen dürfen — und bald konnte ein Spielplan für die Dauer der Ausstellung entworfen werden. Die technische Ausführung der Spielarbeit lag in

*) Für diesen Abschnitt habe ich weitgehend die Darstellung von O. v. Greyerz — Fachbericht der SLAB XIV, 96ff. — benützt.

den Händen einer Spielkommission, die künstlerische Oberleitung in denjenigen eines Spielleiters oder Regisseurs, cand. phil. Eduard Keller, Zürich. Dieser konnte allerdings nicht alle die von Herisau bis Basel, von Neuenburg bis Guggisberg verstreuten Spielvereine wiederholt besuchen und in ihren Proben beraten. So war es nicht möglich, einen einheitlichen Darstellungsstil zu erreichen. Man mußte sich wohl oder übel zu Notvergleichen bequemen, mochte auch das Ergebnis eine Musterkarte von Spielarten und -weisen sehr ungleichen Wertes sein. Einen vorbildlichen, schweizerischen Volksbühnenstil gab es eben noch nicht; ein solcher mußte erst aus dem Wettbewerb der verschiedenen Leistungen herauswachsen.

*

Das Heimatschutztheater im «Dörfli» der Ausstellung wurde am 17. Mai 1914 eröffnet mit dem «Chlupf» von O. v. Greyerz, gespielt von der Philadelphia. Auf dem Spielplan standen 29 deutsche und 4 welsche Stücke (darunter im ganzen 12 neue), alle von lebenden schweizerischen Autoren (23); dazu 4 Fastnachtsspiele von Hans Sachs. Der Gattung nach überwog bei weitem das mundartliche Lustspiel, mit dem die Kantone Zürich, Bern, Basel, Appenzell, Aargau, Solothurn vertreten waren.

Der Ausbruch des Weltkrieges setzte dem Dörfli-theater ein jähes Ende. Lassen wir Zahlen sprechen: von den vorgesehenen 144 Spielabenden fielen 76 weg. Das wirkte sich selbstverständlich auf das finanzielle Ergebnis des Heimatschutz-Theaterunternehmens drückend aus.

Was die Berner zu Stadt und Land an Mundartaufführungen beigesteuert haben, zeigt folgende Liste:

Philadelphia Bern: Der Chlupf (O. v. Greyerz).

Männerchor Murzelen: Abesitz (K. Grunder); E Spinnet im Lischebedli (Ernst Müller).

Zofingia Bern: Der Napolitaner (O. v. Greyerz).

Besondere, nicht zu einem Verein organisierte Gruppen aus Bern:

D'Spraach (Rudolf Trabold). Hüratsgschichte (Hedwig Dietz-Bion). Der Locataire (O. v. Greyerz).

Vorgesehen waren ferner:

Libertas Bern: D'Hohwacht (Ad. Schär).

Philadelphia: Knörri und Wunderli (O. v. Greyerz).

Besondere Gruppen:

Stadt Bern: Im Tram. Vatter und Suhn (beide O. v. Greyerz).

Der Regimänts-Chüejer (Karl Geiser). — Schwarzenburg: Zu Vrenelis Läbzyte (Elisabeth Leuthold-Wenger).

*

Es gab im Dörflietheater Abende, wo ein gemeinsames Heimatgefühl in der Kunst alle beseelte, die Wellen des Gesanges sich im Publikum fortpflanzten, der Funke des Witzes in den Köpfen der Zuhörer weitersprühte. Das «Mädchen aus der Fremde», das gleichsam in heimatlicher Tracht erschien, fand zutrauliche und offene Herzen.

Das lag selbstredend auch an äußern Gründen: dem freilich kleinen und schlichten, aber eben darum familiär-gemütlichen Saal; den möglichst naturgetreu ausgeführten Innendekorationen der Bühne, wo alle falschen Effekte (aufgemalte Möbel und Geräte!) vermieden waren; an der eingehenden Mitwirkung sachkundiger Künstler (R. Münger, August Schmid); in erster Linie wohl aber am natürlichen Spiel. Es gab keinen Souffleur! Die Spieler waren also auf tadelloses Memorieren angewiesen. Die Mundart mußte rein sein. Gestattet wurden hie und da — von Fall zu Fall — kleine Improvisationen der Geste, Verdeutlichungen der stummen Handlung, besondere Anpassung an die Zuhörer, wenn ihnen etwas entgangen zu sein schien, und dergleichen. In dieser freien, aber leicht ausartenden Kunst brachten es einige Spieler zu einer gewissen Virtuosität. Selbstverständlich wurde aber jedem Gelüste nach effekthaschender Übertreibung, nach unsachlichem Solospielen, nach Wichtigmacherei sogleich der Riegel geschoben. Auch dem Hervorrufen der Spieler nach kaum geschlossener Szene wurde in der Regel nicht nachgegeben. Erst bei starkem, anhaltendem Beifall traten die Hauptspieler vor die Rampe, einmal und damit genug.

Welche Früchte hat dieses Heimatschutztheater getragen?

Zunächst die Feststellung, daß ein weitverbreitetes Bedürfnis richtig anerkannt worden sei; denn es gibt im ganzen Lande spiel lustige Leute genug, die gerne Zeit und Mühe opfern; es gibt aber auch weite Kreise, welche gute heimatliche Kost dankbar und verständig aufnehmen.

Aber diese schlichte Kunst verlangt ebensoviel Ernst, Gründlichkeit und Hingebung wie die große Bühnenkunst. Das erfordert im-

mer wieder beim Spieler unerbittliche Strenge gegen sich selbst, verkörpert durch einen festen künstlerischen Willen. Die echt dilettantische Gewohnheit, alles durcheinander zu werfen: Kunst, Geschäft, Vereinsinteressen, persönliche Eifersüchteleien, läßt diesen Willen nicht aufkommen.

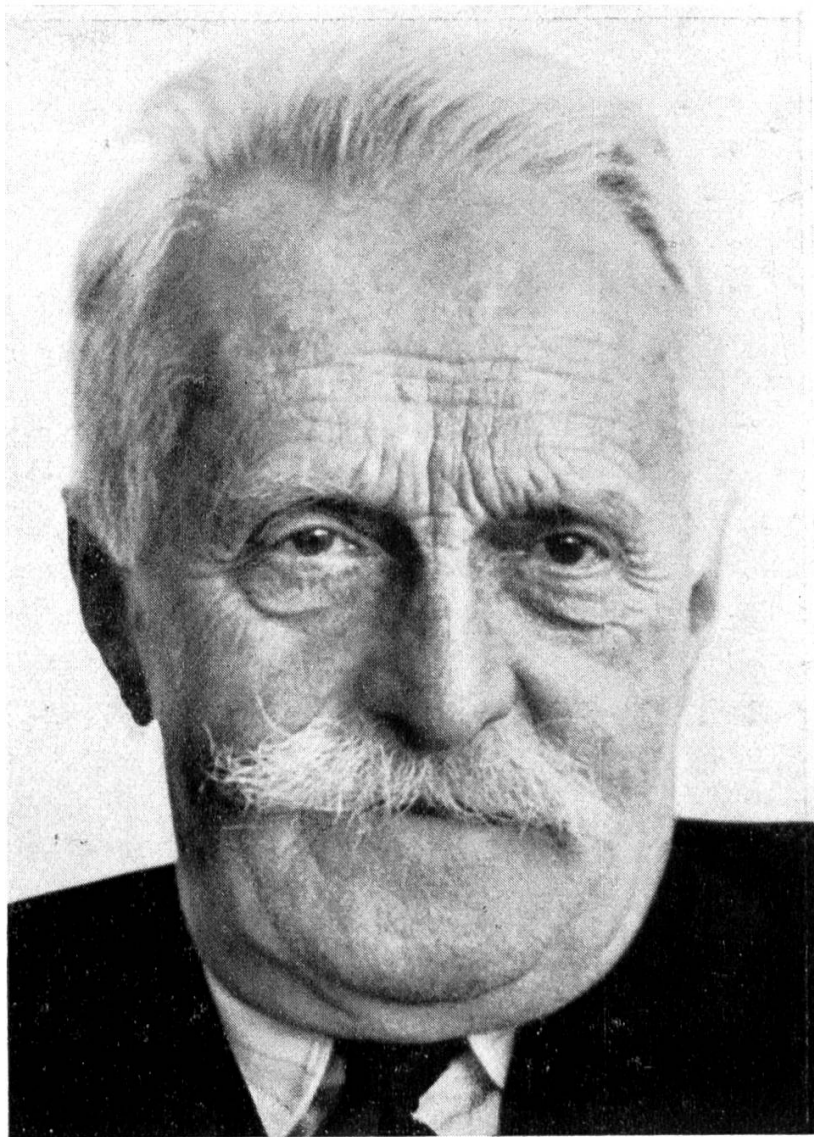
Von entscheidender Wichtigkeit ist die Stellung des Spielleiters, der keine Rücksicht auf Schwächen und Eitelkeiten der Spieler kennen, sondern lediglich auf sein künstlerisches Gewissen hören darf. Die Heranbildung tüchtiger Spielleiter — das zeigte sich deutlich — muß in Zukunft eine Hauptsorge der Spielvereine werden. Regisseure vom Berufstheater eignen sich nicht dazu; sie sind, auch heute noch, fast ausschließlich Ausländer und daher mit unserem Volkscharakter nicht genügend vertraut.

Als weiterer Erfolg der Dörfli-Spiele war eine Steigerung der dramatischen Produktion unserer einheimischen Schriftsteller zu bemerken. Der Stil der Darstellungen gab ihnen zugleich eine gewisse Wegleitung für denjenigen ihrer Dichtungen.

Die schönste Frucht des Theaterspiels im Dörfli aber war die Gründung des Heimatschutztheater-Spielvereins Bern — und davon will nun der Chronist berichten, nach einer etwas ausführlich geratenen, aber nicht zu umgehenden Vorgeschichte. Mußte ja doch gezeigt werden, auf welchem Boden unsere Vereinigung entstanden ist, wächst und gedeiht.

Die Gründung des Spielvereins

Der jähe Abschluß, den die Bühnendarbietungen im Dörfli durch den Kriegsausbruch erlitten, wurde von allen Freunden der guten Sache lebhaft bedauert. Er hatte aber eben deswegen zur Folge, daß nach recht kurzer Frist — einem Jahr — die Wiederaufnahme des Heimatschutztheaters zustande kam. Bern war zweifellos der zur Zeit günstigste Boden für ein solches Unternehmen. Der Zentralvorstand des Heimatschutz wies daher Dr. Otto von Greyerz (er war soeben nach Bern übergesiedelt) die Aufgabe zu, die Gründung ins Werk zu setzen. Zu einer ersten Sitzung am 26. August 1915 berief von Greyerz folgende Herren ein: Kunstmaler Ernst Link; Notar Anton Geymayer (gewesener erster Inspizient des Dörfli-theaters); Gymnasiallehrer Dr. Adolf Burri. Ein Vertrauensmann welscher Zunge, Bibliothekbeamter W. Bernus,



Phot. Hesse, Bern

Prof. Dr. Otto von Greyerz



Klischee: Verlag A. Francke AG. Bern

Dr. h. c. Rudolf Mürner



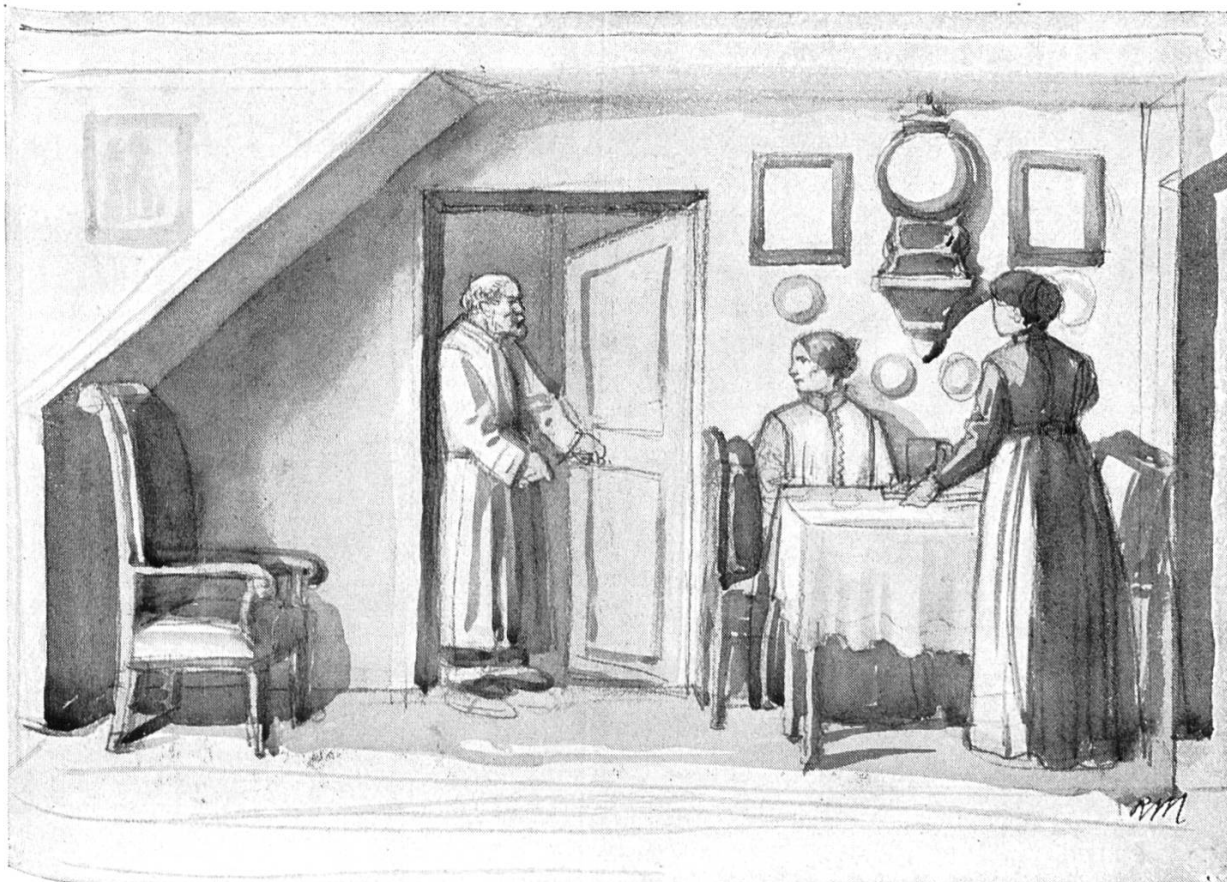
Frau von Graviset und Notar Kyburz in «Der Locataire»
von Otto von Greyerz
(Zeichnung von Rudolf Mürger)



Notar Rosselet in «Der Napolitaner»
von Otto von Greyerz
(Zeichnung von Rudolf Münger)



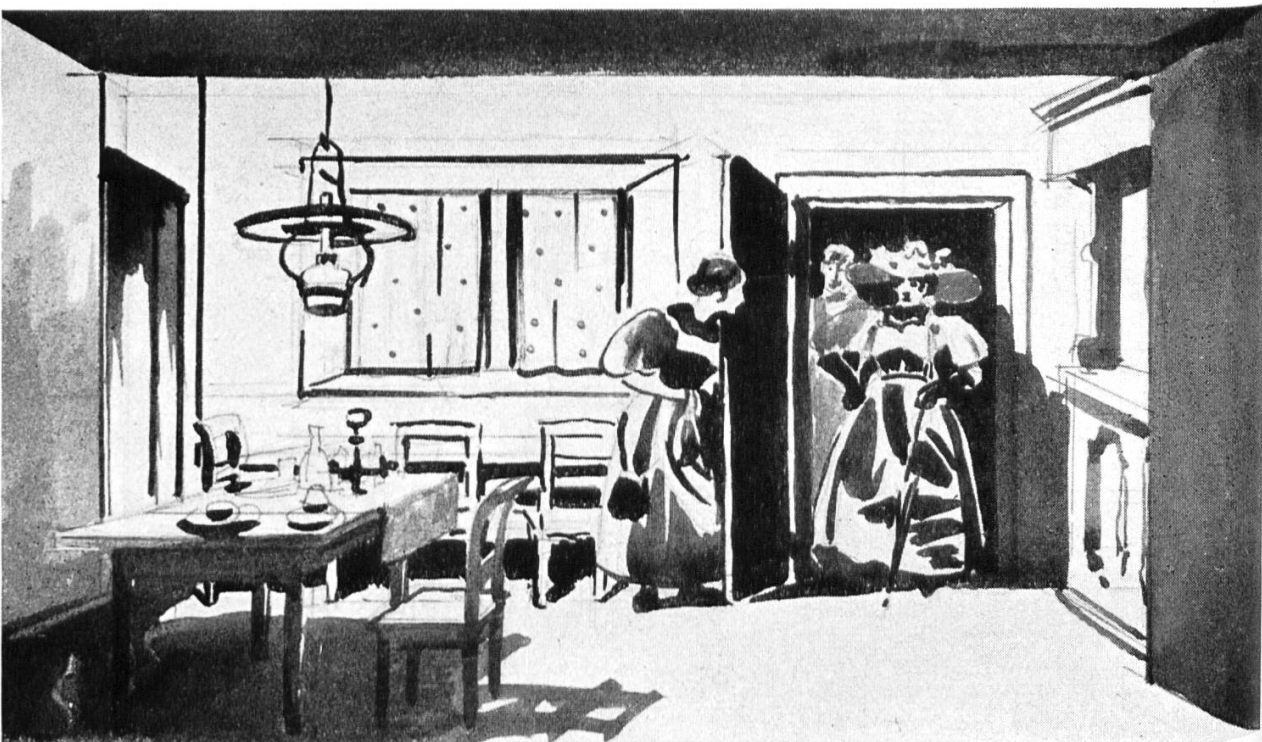
Mädeli, Frau von Lentulus und Madöri in «Der Napolitaner» von Otto von Greyerz
(Zeichnung von Rudolf Münger)



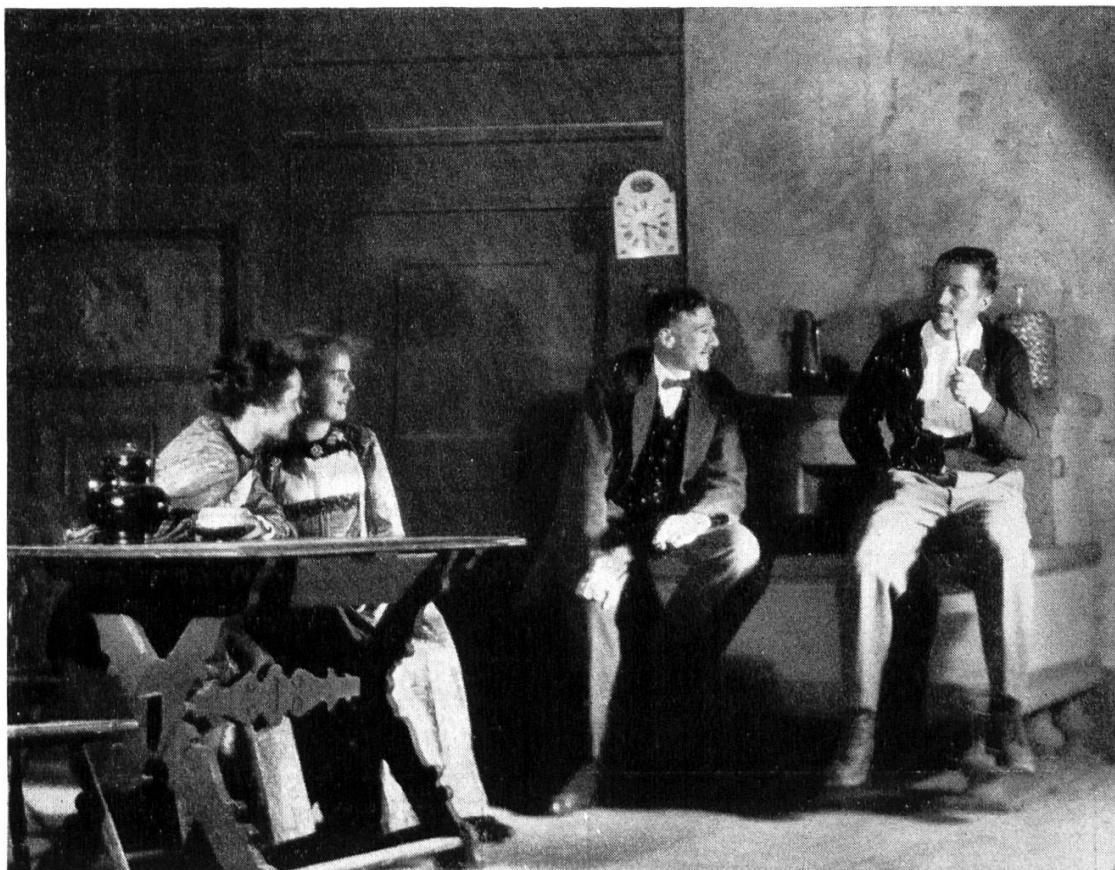
Bühnenbild zu «Knörri und Wunderli» von Otto von Greyerz (1. Akt)
(Zeichnung von Rudolf Münger)



Bühnenbild von August Schmid zu «Der Chlupf» von Otto von Greyerz
1. Akt



Bühnenbild von August Schmid zu «Der Chlupf» von Otto von Greyerz
3. Akt



«Theater im Dorf» (Emil Balmer), 4. Aufzug

Phot. Dörs, Bern

Marie
(Kl. Herzog)

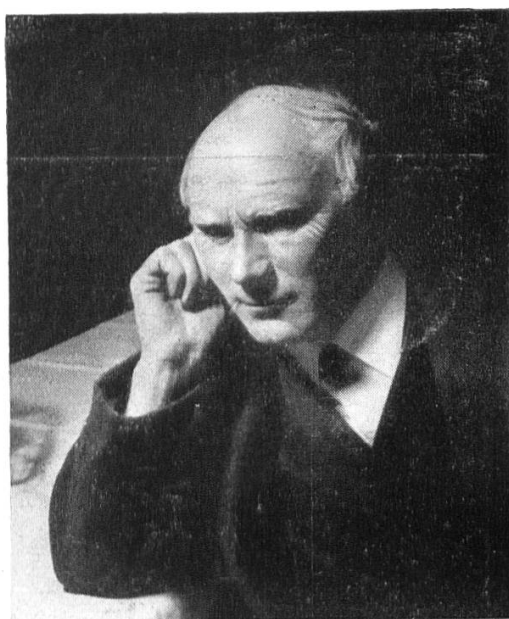
Roseli
(E. Aegerter)

Gottfried
(J. Häfliger)

Rämi-Ruedi
(H. Engel)



Phot. Zumbühl, Bern
Emil Balmer



Phot. Jost & Steiner, Bern
Adolf Herren im «Riedhof»
(Walter Lapp)



Phot. Henn, Bern
Hansjoggeli der Erbvetter
(Walter Brügger)



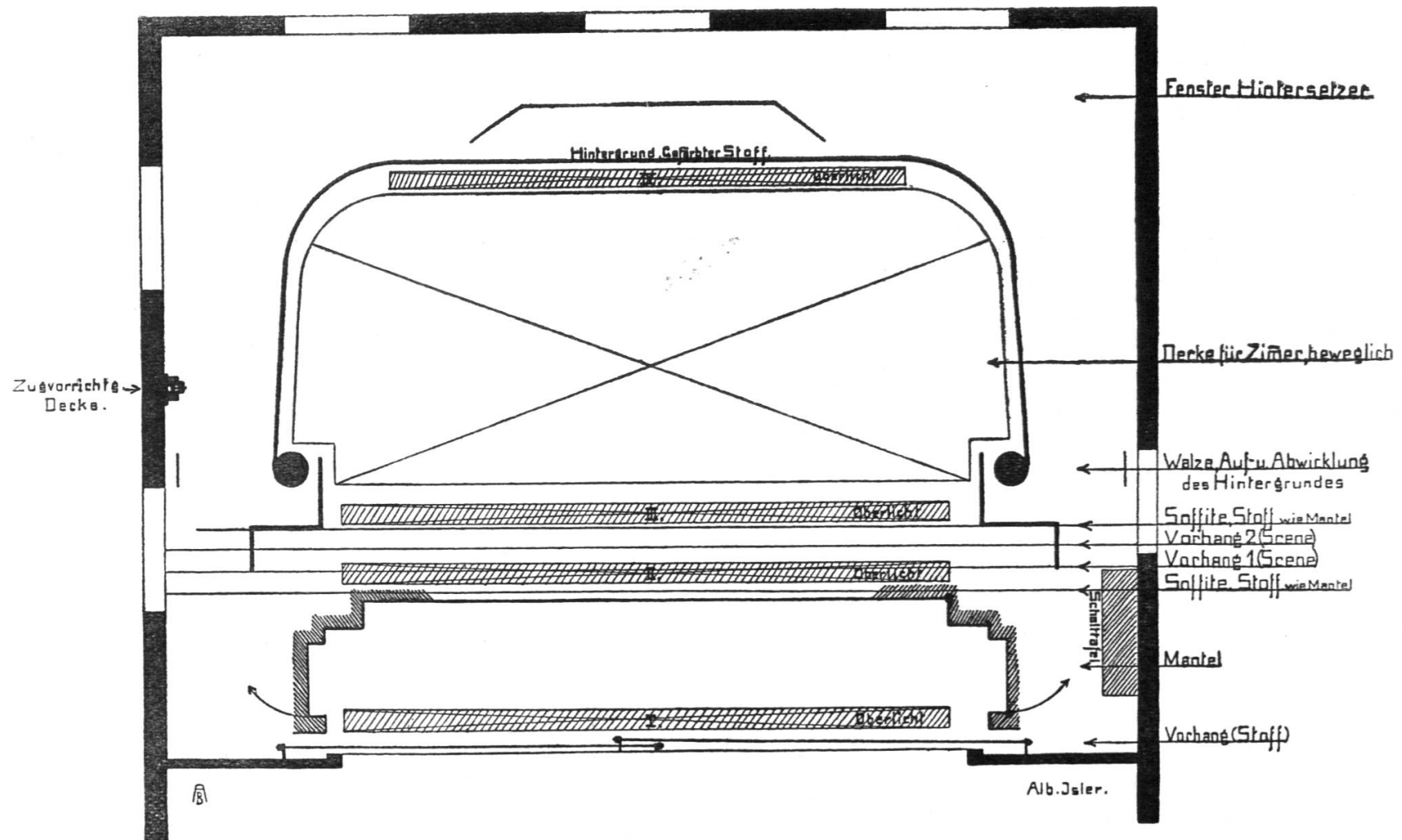
Phot. Steiner, Bern
Frau von. Lentulus im «Napolitaner»
(Frau B. v. Steiger)

konnte wegen anderweitiger Inanspruchnahme nicht mithelfen. (Den ursprünglichen Plan, auch französische Aufführungen aufzunehmen, hat man später fallen lassen müssen).

Das wichtigste war zunächst die Lokalfrage. Verhandlungen mit dem Stadttheater zerschlugen sich. Man sondierte bei den Inhabern dreier großer Lokale und fand dienstfertiges Entgegenkommen im Bierhübeli. Dort hat denn auch der Spielverein seinen Wigwam für das erste Jahr aufgeschlagen. Und 1932/33, während des Schänzli-Um- und Neubaus, sind wir für eine Spielzeit dorthin zurückgekehrt.

Der Ausschuß beschloß ferner die Gründung eines Heimatschutztheater-Spielvereins Bern, bereitete Satzungen vor und konnte schon in der zweiten Sitzung vom 25. Oktober, bevor noch ein Verein bestand, einen Spielplan ausarbeiten, in einer spätern einen Mietvertrag mit dem Bierhübeliwirt Kindler und ein Budget aufstellen. Im November 1915 wurde an die stadtbernischen Spieler der einstigen Dörfli-bühne und andere Interessenten ein Rundschreiben erlassen, das den wohlvorbereiteten Plan darlegte und zu einer vorberatenden Versammlung auf den 17. November in das Bierhübeli einlud. Die Namen derjenigen, die dem Rufe Folge leisteten, sollen hier aufgeführt werden: neben Dr. O. v. Greyerz, A. Geymayr, Dr. A. Burri waren es: Frau Seminardirektor Schneider, Frä. Germaine Lang, Frä. Nadine Lang, Dr. Th. Im Hof, Seminardirektor Dr. Schneider, Arist Rollier, Dr. Hans Bracher, Ernst Oser, Emil Wymann, Georg Küffer, Jakob Bühler, Adolf Bähler, Max Wilhelmi, Walter Scheidegger, Walter Brügger.

Die Versammlung beriet nach angehörter Orientierung die Satzungen durch und — schritt auf Antrag von Arist Rollier sogleich zur Gründung des Vereins. Das geschah in der Weise, daß sich fast sämtliche Anwesende in eine Liste als Aktivmitglieder eintrugen und darauf die Statuten annahmen. Solche Fixigkeit bei bedächtigen Bernern! Rasch wurde noch der Vorstand gewählt — zu den vier Herren des Ausschusses, der nunmehr statutengemäß Aufsichtsrat hieß, traten hinzu: Frau Seminardirektor Schneider, Bankprokurist Ernst Oser, cand. phil. Emil Wymann (der spätere Schulinspektor) — eine Liste zur Werbung weiterer Mitglieder wurde aufgestellt und eine Eröffnungsversammlung auf den 25. Oktober angesetzt, wozu durch ein neues Rundschreiben eingeladen wurde.



Grundriß der Bühne des Theaters im Röseligarten an der Schweizerischen Landesausstellung in Bern 1914
(Von Albert Isler, Zürich)

An dieser zweiten Versammlung nahmen gegen 60 Personen teil. Der Vorstand konnte in seiner darauffolgenden Versammlung 44 neue Mitglieder aufnehmen. So sah denn die Zukunft recht vielversprechend aus. Umsomehr, weil der Zentralvorstand des Heimatschutz einen Vorschuß von Fr. 2000.— gewährte. (Er wurde in der Folge durch Rückzahlungen aus den Spieleinnahmen recht rasch amortisiert).

Die erste Spielzeit 1915/16

Es war wie eine große erste Liebe.

Beifällige Zustimmung und freudiger Willkomm in weiten Kreisen der Öffentlichkeit — 22 neue Mitglieder an einem einzigen Abend — Festsetzung des Spielplanes, Eingang von Anmeldungen für die Rollen, Bestellung eines Presse-Ausschusses . . . , aber auch allerhand Sorgen, und zwar recht prosaische, als da waren: Dekorationen und Bühneneinrichtung mußten besorgt werden. Dagegen ein erfreuliches Zeichen: vom Lande kam ein sympathisches Echo. Das Jodlerquartett Konolfingen, unter der Führung von Oskar Schmalz, bot seine Mitwirkung an. Wenn diese auch nicht «dramatisch» gedacht war, trat der Vorstand dennoch darauf ein und delegierte den quecksilbernen, heimatkundigen «Zes» (Dr. Alfred Zesiger) nach Thun zu einem Bärndütsch-Abe der Konolfinger. Zesiger kam heim und lobte. Maler Ernst Linck opponierte: Darbietungen dieser Art seien künstlerisch minderwertig. Unser Präsident Otto von Greyerz entgegnete, sie seien dennoch zu begrüßen, wenn ihr Stil mit demjenigen unserer Bestrebungen übereinstimme. Er reiste kurz darauf mit Kunstmaler Münger ebenfalls hin und fand seine Auffassung bestätigt.

Vorläufig aber war die Eröffnungsvorstellung vorzubereiten. Sie wurde auf den 8. J a n u a r 1916 angesetzt, mit den zwei Greyerzstücken «Im Tram» (nur die erste Szene; die zweite war damals noch nicht geschrieben) und «Knörri und Wunderli». Eine kräftige Propaganda setzte ein, und es sei besonders erwähnt, daß für die Programme dasjenige Klischee benützt werden konnte, das seinerzeit die der Dörflibühne geziert hatte.

*

Und nun kam der erste Spielabend.

Davon muß der Berichterstatter ohne Frage schon etwas ausführlicher erzählen. Da er aber dazumal noch nicht dabei war,

darf er wohl dem schon vorhin vorgestellten damaligen Vereinschronisten «Zes» das Wort erteilen. Vorausgeschickt sei, daß Zesiger von den Lasten der ersten Spielserie sein vollgerüttelt Maß und redlich Teil übernommen hatte. Er spielte im «Tram» den Landwehrmann, im «Knörri» den Zürcher Uhrmacher Jules Wunderli, schob, schwitzte und hämmerte zwischenhinein an den Kulissen herum und fand trotzdem noch Zeit, ein Intermezzo militärisch-aktueller Färbung zwischen die beiden Stücke hineinzubringen. Doch lassen wir ihn selbst reden:

«Der Saal ist ausverkauft, das Publikum — gewählt wie sich's ziemt — in erwartungsvollster Stimmung. Die letzten Hammerschläge ertönen und nageln den «Wandelhintergrund» (Patent Isler-Zürich, System Linck-Bern) unverrückbar an die diesbezüglichen Säulen. Das beste, was blieb, denn das erwähnte Patentsystem zeichnet sich durch eine äußerst geräuschvolle Handhabung aus (Typ Zwischending oder besser -ton von Nebelhorn und Affenpinscher, aber jung). Der Dichter hielt lächerlicherweise darauf, daß auch sein Gestammel zur Geltung komme, worauf der östliche Schweizer erleichtert beistimmte und auf die Wandlung endgültig verzichtete ...

His rebus peractis enteiltten die beiden Vorhanghälften rechts und links von dannen, und das Spiel begann. Alles wie am Schnürlein: Kondukteur, Bauernfrauen mit Umschwung, Patrizier mit Gattin mimten in Dichters Sinn und Geist auf dem Weg bis zur Nydegglaube, ihnen folgten Stadtfrauen, Großräte und ähnliche wichtige Sprechrollen bis hinauf zum Bahnhof, allwo wie Vorschrift der Vorhang sich in umgekehrtem Sinne bewegte und das farben- und tonfrohe Bild verbarg, nicht ohne das übliche Geklatsch auszulösen. Entschieden den Hauptanteil am Erfolg (praeter oder post poetam) hatte der mir außerordentlich sympathische Souffleur (Zwischenbemerkung: Emil Wyman). Vitriolerweise hatte alles ein wenig Lampenfieber, konnte aber seine Rolle; nur beim Chronisten war's umgekehrt. Es scheint also auch so zu gehen.

... Der ganze Spielverein stellte, hängte, schraubte (oder schrob?) an Knörri's ärmlicher Stube herum, alles half ohne Unterschied der Person vom Bühnenmeister und Requisiteur herab bis zum Dichter. So war denn zwischen «Tram» und «Knörri» bloß eine knappe halbe Stunde Pause. ... Bald kam Stimmung in den Saal, und Knörri (Walter Scheidegger) beklagte sich direkt, daß das Publikum schon lache, wenn er nur das Maul aufmache.

Schließlich kann man die Rolle verschieden auffassen; der Saal geigte entschieden auf der frohen Saite, wenn Knörri auch mehrmals ernste Wahrheiten hervorknurrte... Der zweite Akt mit der Familie Witschi störte erst nach einer Viertelstunde die heimat-schützige Geduld wieder auf. Selbstverständlich schlug auch er ein, mehr noch als der feinere erste Akt. Namentlich die beiden Telefongespräche: Witschi (Walter Brügger) contra Frau von Freudenberg und Witschi-Knörri contra Wunderli, entfesselten wahre Lachstürme, und beim Gezogenwerden des Vorhanges wollte der Beifall nicht enden. So verging einem p. t. Adel und Publikum die nicht allzulange zweite Pause (nur ein Viertelstündchen!) in angenehmster Weise; gleichsam im Flug eilten die Minuten dahin, fast überraschend enthüllte der Vorhang das wohl-bekannte Knörrische Zimmer des ersten Aktes, allwo sich alsbald der geschürzte Knoten in Harmonie zu lösen begann. Mit Gottes und des Souffleurs Hilfe geriet dies aufs beste und völlig in des Dichters Sinn. Offenbar auch im Einklang mit dem Publikum, dessen Beifall sich diesmal bis zum Hervorruf steigerte, worauf Dichter und Spieler nachgaben und sich linkisch vor dem Publikum verneigten. Kurz, es war sehr schön, aber heiß!»

Die erste Spielserie Tram-Knörri umfaßte vier Abende innerhalb von sechs Tagen und brachte — heute darf man's ja ausplaudern — 2586 Franken ein. Brutto, wohlverstanden; denn von manchen schönen Dingen konnte der Verein trotzdem nicht sagen: das hat soundsoviel gekostet, sondern: das kostet noch.

Zweite Serie: Bärndütsche-Abe der Konolfinger Jodler mit Vorlesungen von Karl Grunder. (Zweimalig).

Herr Doktor Zesiger, bitte!

«Der starke ländliche Einschlag, unser Sonntagspublikum und persönliche Freunde der Jodler, war unverkennbar. Beim traurigen, wilden Grauholzjodel erwachte die Freude am Beifall, und bald war auch der Zusammenhang zwischen Saal und Bühne da, der sich in wachsendem, stets wärmerem Applaus äußerte. «Bärg-hus Stöffus Chriegswuche» von Grunder kitzelte gar weidlich das Zwerchfell, und der «Bärnerbär» packte die Zuhörer so recht eigentlich am Allerheiligsten, am schwarz-roten Ehrgefühl. Der jubelnde Beifall erzwang drei Wiederholungen, darunter selbstverständlich den obbenannten Bernerbären. Trotz mancher Ungunst war die Aufführung ein Erfolg, den sich die Jodler mit Genug-tuung buchen mögen.»

Leider war der Besuch beide Male zu schwach. Die Serie II wurde daher eingestellt.

Dritte Serie: «Hohwacht» von Dr. A. Schär (aus drei Akten in einen einzigen zusammengezogen); Vorlesungen aus Gott-helfs «Annebäbi Jowäger» (O. v. Greyerz); «Vatter und Sohn», von O. v. Greyerz.



Schärs «Hohwacht» war ein erster und ernster Versuch im mund-artlichen Schicksalsdrama und deswegen durchaus beachtenswert. Für uns war allerdings das Stück kein völliger Erfolg, sondern eher ein Lehrplätz . . . Ob es zum Teil an der Besetzung lag? ob an der Einstellung des Publikums?

Je nun, wir hatten immerhin neue Erkenntnis gewonnen. Und, kaum aus dem Ei geschlüpft, sozusagen, wurden wir schon eingeladen, eine Wohltätigkeitsvorstellung zu geben, zugunsten der Tuberkulosekommission des Gemeinnützigen Frauenvereins. Gro-ßer Kasinosaal. Ohne Souffleur. Ein ernsthaftes Aufraffen, und demgemäß eine gute Aufführung.

Vierte Serie: «Heut' über's Jahr», 2 Akte mit Zwischenspiel (Hedwig Bleuler-Waser); Vorlesung in Aargauer Mundart von Direktor C. A. Gaeng; «Am Wahltag oder D'Frou Vize-Amme», Lustspiel, 1 Akt (Hans Fleiner).

Nochmals ein Lehrplätz. Es ist indes zu beachten, daß damals noch Mangel an solchen Stücken herrschte, die mit unserer Eigenart und unsern Zielen übereinstimmten. Dieser Umstand bedingte ein Tasten und Suchen, das, genau betrachtet, immerhin zu unserem Nutz und Frommen gedient hat.

Fünfte Serie: «'s Zeiche», Schauspiel, 3 Akte (Lisa Wenger; freie Übertragung in bernische Mundart von Simon Gfeller).

Wieder ein Wagnis. Über 30 Personen, dreimaliger Bühnenwechsel, große Aufmachung — es war für unsere Vereinigung eine Feuerprobe. Wenn sie diese aushielt, konnten wir uns getrost an weitere, größere Aufgaben wagen. Und — es gelang! Die Kritik himmelte, um mit Dr. Zesiger zu reden: das Stück, der Treffer, der Clou der Saison! Drei Aufführungen, mit sehr gutem Besuch.

Sechste Serie: «Der Chlupf», Lustspiel, 3 Aufzüge (O. v. Greyerz).

«Der gute Stern der ersten Abende kehrt wieder; ob's am Namen des Dichters liegt, ob am tit. Publikus, der sich zahlreich eingestellt hat — kurz, es war wieder eine erfreuliche und dabei nicht allzu anstrengende Aufführung...

Nicht unwesentlich verbessert der neue Souffleurkasten das Bühnenbild. Er ist so niedrig, daß man ihn kaum noch sieht. Wenn wir den bloß schon im Zeichen gehabt hätten!»

Es folgten noch zwei Wohltätigkeitsvorstellungen, aus deren Ertrag fast 900 Franken abgeliefert werden konnten. Und damit war die Spielsaison zu Ende. Das heißt: nein; denn alles zusammen genommen und das eine Auge ein wenig zugedrückt, war's wohl geraten und wohl gelungen; und daher gehörte sich etwas wie ein Schlußanlaß darauf, so unter sich. Nichts konnte die Mitglieder des Vereins, von denen ja bei weitem nicht alle gespielt hatten, einander näher bringen als ein geselliger Abend, ein «Abehöck» oder «Ball», je nach Auffassung; und diese zwei Auffassungen gestalteten die Sache am Anfang etwas steif: jedermann bestrebt sich, die Suppe möglichst korrekt und vornehm zu essen. Aber nach der Tischrede des Präsidenten, dem Zusammenläuten der Gläser und den Klängen von Zupfgeige und Handorgel kam es immer besser. Lieder und frohes Lachen lösten sich ab; und

manch einer, der vorher höchst unnahbar geschienen hatte, taute auf und merkte, daß man bei den Heimatschützern reden und singen kann wie einem der Schnabel gewachsen ist. So weiß der zweite Vereinschronist, Emil Balmer, zu berichten.

Die Sitte des Familienabends am Ende der Spielzeit haben wir beibehalten!

Die zweite Spielzeit 1916/17

Auch sie hat ihre besondere Bedeutung in der Geschichte unseres Vereins. Warum, das wird der geneigte Leser am Schlusse merken.

Sie begann schon Mitte Oktober mit zwei Gastspielvorstellungen in St. Gallen: «Knörri und Wunderli» mit «Vatter und Sohn» — und «Der Chlupf». Gehobene Stimmung, gediegenes Publikum, Lorbeerkrantz für den Autor, Blumen.... Bei diesem Gastspiel war es, daß Dr. Zesiger als Requisiteur einen seiner allerbesten Streiche leistete. Er kam nämlich, da seine Einheit just Aktivdienst hatte, in der Uniform — er war Verwaltungs-Fourier — nach St. Gallen. Dort klopfte er einige Spezereiläden ab und befahl: «Das — und das — und das muß sofort da und dahin gebracht werden! Befehl vom Herrn Oberst!» Die guten Leute beeilten sich, Ordre zu parieren, ohne lange nachzuprüfen... und einen so gut assortierten Spezereiladen Witschi hat das Heimatschutztheater vorher und nachher nie gehabt.

Es folgten innert drei Wochen ein Gastspiel in Luzern, eines in Thun (beidemale «Tram» und «Knörri und Wunderli») und nochmals eines in Luzern. Dann ein Berndeutschabend im Kasino, gemeinsam mit den Konolfinger Jodlern: Grunders «Stöcklichrankheit».

Nach Neujahr begann die eigentliche Spielzeit. Kunstmaler Rudolf Mürger, der schon im vorhergehenden Winter an Stelle von E. Linck in den Aufsichtsrat getreten war, übernahm zusammen mit Walter Lapp die Obsorge für die Requisiten und was drum und dran hängt. Von Müngers kluger, selbstloser und sehr wertvoller Mitarbeit wird noch besonders zu reden sein.

Der Spielplan brachte drei Neuheiten: «E hohle Zahnd» (Fred Stauffer), eine fröhliche Pfarrhauskomödie, mit Einheit des Ortes und der Zeit (Bravo, hoch! Der Bühnenmeister und die Requisiteure) — dann den «Chrützwäg» von Alfred Fankhauser, einen sehr ernsten Fünfakter: das erste berndeutsche Strindberg-Drama,

sagt Vereinchronist Emil Balmer — und Simon Gfellers erstes Stück, das dreiaktige Lustspiel «Probierzyt».

Die «Chrützwäg»-Aufführungen zeigten deutlich, wie ein ansehnlicher Teil des Publikums kein Gefühl hat für das mundartliche Trauerspiel; man kommt zu uns, um zu lachen; das Tieffragische in der Rolle des greisen, von Gewissensbissen geplagten Dani vermag man nicht zu erfassen. Eine Dame schüttelte es bei Danis Tode nur so vor Lachen: «E, was isch ömel o das für ne Kumedi!»

Wir haben den «Chrützwäg» seither nicht mehr gespielt, mit Ausnahme einer Einzelvorstellung für die schweizerischen Heimatschutz-Delegierten. Das war jedoch ein verständiges, dankbares Publikum.

So geschehen 1917. Zwanzig Jahre sind darüber hinweggegangen; hat das Publikum etwas gelernt? Fast möchte man zitieren: «Die Nacht weicht langsam aus den Tälern.» Unsere ernsten Stücke haben freilich heute ihre dankbaren, sozusagen angestammten Gäste. Aber vom Standpunkt der Kasse und weitem Standpunkten angesehen, sind Trauerspiele und ernste Schauspiele alles andere als einträglich. Hier ist noch Neuland zu pflügen. Denn das Volk, so hat O. v. Greyerz einmal geschrieben, vertritt schließlich die Hauptrolle, von der das Gelingen abhängt.

*

Der «Hohl Zahnd» und ganz besonders die «Probierzyt» warben uns zahlreiche neue Freunde, trugen uns Lob und Ehren in der Presse ein, aber — diese zweite Spielzeit machte uns arm am Beutel. Die Rechnung schloß mit einem bedeutenden Defizit ab.

Zu Beginn der Spielzeit waren wir vom Bierhübeli in den alten Theatersaal des Kursaal Schänzli umgezogen. Dort stellte sich die Miete etwas höher. Aber das war es nicht allein. Hatte doch die Bundesstadt im abgelaufenen Jahre eine besonders große Zahl von Gastspielen ausländischer Künstler durchgemacht; halt auch eine Art Propaganda! Den Nachteil — schwächen Besuch — hatten wir zu tragen.

An Idealismus und Entschlossenheit fehlte es zum Glücke nicht. Wir warfen die Flinte nicht ins Korn. Zunächst schenkte Herr Dir. C. A. Gaeng die schöne Summe von 500 Franken als Beitrag zur Schuldentilgung. Aus den vorhandenen Mitteln wurden zunächst die «kleinen Leute» unter unsern Gläubigern bezahlt.

Am 18. Mai kam eine Versammlung von Mitgliedern, Abonnenten, Freunden und Gönnern zusammen. Im ganzen bloß etwa dreißig Personen; aber der Wille, Abhilfe zu schaffen, war da. Mehrere Mitglieder, allen voran O. v. Greyerz, R. Mürger, Dr. A. Burri, Adolf Bähler, sprachen mit Sammelisten bei Wohlgesinnten vor. Und einen Monat später konnte die Vereinsversammlung die frohe Kunde entgegennehmen, daß die Sammlung über viereinhalbtausend Franken eingetragen habe. Damit war, nebst der Tilgung der Schulden, die Spielzeit 1917/18 gesichert. Die Gönner und Geber, 107 an der Zahl, erhielten eine nach den Beiträgen abgestufte Vergünstigung in Gestalt von Freiplätzen. Dank sei auch hier noch den lieben Freunden gesagt!

Von Glück konnten wir zudem reden, eine so wohlwollende Presse in Bern zu finden, die auch mit der Kritik, wo sie am Platze war, es immer gnädig machte. Unser Dank für dieses Wohlwollen gilt aber nicht nur für jene schweren Tage; er ist noch heute angebracht.

Die dritte Spielzeit 1917/18

ließ sich zuerst recht ungünstig an. Unterhandlungen für auswärtige Gastspiele mißlingen. Die Kursaalverwaltung teilte uns, statt den gewünschten Mietvertrag abzuschließen, mit, der Theatersaal müsse wegen Kohlenmangel geschlossen werden. Besprechungen mit dem Stadttheater führten zu keinem Ergebnis.

Plötzlich jedoch wendete sich das Blatt. Die Kursaalbühne wurde uns, dank dem Entgegenkommen der städtischen Polizeidirektion, für sage und schreibe vier Abende bewilligt. Das Stadttheater seinerseits räumte uns deren drei ein. Für die Kursaalvorstellungen mußten wir allerdings die nötigen Kohlen selber beschaffen!

Die Wintertätigkeit begann mit der «Stöcklichkrankheit», im Kursaal Schänzli für die Kriegswäscherei gespielt. Mitwirkend: der Berner Jodlerklub. Hochelegantes, sehr internationales Publikum (Kriegserscheinung, wie man sich noch zu erinnern vermag) — Erfolg sehr gut.

Und nun die eigentliche Spielzeit. Um es gleich vorauszunehmen: dreimal war das Stadttheater ausverkauft, dreimal war uns ein schöner, großer Erfolg beschieden.

Der 3. Jänner 1918 ist ein Markstein in der Geschichte des Heimatschutztheaters. Zum ersten Male durften wir an diesem Tage im Musentempel unserer Bundesstadt gastieren. Die Bedenken, die der Verwaltungsrat und die Direktion gehegt hatten, zerstreuten sich sehr rasch. Und schmunzelnd stellte man «jenseits» fest, daß man mit den Gastspielen der Heimatschützer sogar ein sehr gutes Geschäft gemacht habe.



Diesen sozusagen unerhörten Erfolg verdankte der Spielverein den beiden Zugstücken dieser Saison; und nicht von ungefähr werden beide noch heute immer wieder gern gespielt und gern gesehen: «Ds Schmockerlisi» (O. v. Greyerz) und «Hansjoggeli der Erbvetter» (Simon Gfeller). Ja, in der Auffassung weiter Kreise deckt sich der Begriff des Heimatschutztheaters geradezu mit den Namen dieser beiden Stücke.

Das heitere Spiel vom resoluten, aber kreuzbraven Landmeitschi und seinen dreifachen Heiratsaussichten, mit all den ergötzlichen Verwechslungen, den Intrigen einer räßen Frau Kommandant, all das vor einem geschichtlich wirksamen Hintergrund — dem Lebensmittelkrawall von 1846 — es ist ein echter, einzigartiger Grey-

erz! Sorgfältige Ausstattung, für die Meister Mürger sein Bestes hergab — stilgerechte Kostüme, fein ausgesuchte Antiquitäten — dazu die Regie des Autors . . . es konnte nicht fehlen.

Dann Hansjoggeli, eine der bestgeschauten Gotthelfgestalten: der mit List, Schmeichelei und Niedertracht umworbene Erbvetter, der in seinem Testament jedem das Seine zukommen läßt — eine eindruckliche Lektion in Menschenkenntnis.

Was Wunder, daß uns das liebe Publikum nur so zuströmte? Hätten wir bloß mehr Kohlen gehabt! Da fällt mir übrigens die heitere Geschichte vom Brot-Ersatz bei der ersten Hansjoggeli-Vorstellung ein. Auch etwas vor- und nachher nie Dagewesenes. Nämlich, es wird da auf der Bühne Käse und Brot gegessen. Trotz Brotkarten, Geld und guter Worte war aber bei Beginn der Vorstellung im ganzen Schänzli kein Brot mehr aufzutreiben. Kurz entschlossen erstand Rudolf Mürger für schweres Geld ein mächtiges Stück Kalbsbraten; das wurde nun zurechtgestutzt, -geschnitten und -geformt, bis es aussah wie Brot.

Zu guter Letzt brachte die wohl geratene dritte Spielzeit noch zwei Gastspiele auswärts: «Stöcklichkrankheit» im Sanatorium Heiligenschwendi und «Schmockerlisi» in Langenthal. Und da geschah es, daß unser Lisi uns verließ. Sie hatte an den «weltbedeutenden Brettern» Gefallen gefunden, und die Aufführung in Langenthal war für längere Zeit ihr letztes Wirken in unserem Kreise. Sie reiste nämlich noch am gleichen Tage nach Baden, um dort am Kurtheater ihre Laufbahn als Berufsschauspielerin anzutreten, von den besten Wünschen der Heimatschützer begleitet. Emil Balmer, ihr verflossener Bühnenschatz, rief ihr, als der Zug schon davonpolterte, die Worte ihrer Mutter nach: «Auso, Lisi, vergiß nid, wo de highörsch!»

Lisi — Frl. Hedwig Kopp — hat sich seither auf einer Tournée in U. S. A. und Canada (unter dem Namen Hedda Koppé) viele Mühe gegeben, berndeutsche Stücke durch Vortrag in Schweizervereinen drüben bekannt zu machen.

Die vierte Spielzeit 1918/19

begann im Oktober mit einer Aufführung der «Probierzyt» zu Ehren der Schweizerwoche. Zwei Tage später kam der Verein im Badhaus zu Ittigen zusammen, um mit Meinrad Lienerts Krippenspiel «Der Weihnachtsstern» bekannt zu werden, dessen Auffüh-

rung im Stadttheater, unter Mitwirkung des Orchesters, für die Christzeit geplant war. Im Nu waren die rund 50 Rollen fast vollständig provisorisch besetzt. Es kam anders. Das Schreckgespenst der Grippe zerstörte auch diese Freude und diesen schönen Plan. Keine zwei Wochen später wurden alle Theater geschlossen. Eine Gunst des Schicksals war es, daß die schlimme Seuche von unserem Verein keine Opfer forderte.

Das Stadttheater öffnete am 26. November seine Pforten wieder. Bei uns wurde es Ende Januar, bis der nun schon alt- und liebvertraute «Chlupf» auf die Bühne gebracht werden konnte.

Hauptereignisse und -ergebnisse dieser Spielzeit: Einmal — das alte Lied vom ernsten Spiel, das nicht verstanden werden will. «Marie und Robert» von Paul Haller, ein Stück von hohem Werte, war ein Mißerfolg vom Kassenstandpunkte aus . . . Und wir hatten das Spiel doch mit soviel Freude und innerer Anteilnahme einstudiert!

Es blieb bei der einen Aufführung. Wir kehrten vorläufig zum «Chlupf» und zum «Hansjoggeli» zurück; letzteres Stück wurde zweimal als Schülervorstellung im Stadttheater gegeben.

Auch sonst brachte das Kriegsendejahr allerhand. Bisher hatte die Presse sozusagen ausschließlich Wohlwollen erzeugt und manchen zweckdienlichen Wink und Rat gespendet. Jetzt aber erschien in einem (seither eingegangenen) stadtbernischen Blatte ein Aufsatz, der «nachwies», daß das Heimatschutztheater «Idyllen» — spöttisch gemeint — spiele und eigentlich keine Bedeutung oder Berechtigung habe! Wir kehrten uns nicht daran . . .

Unsere Erfahrungen und Erfolge hatten anderseits, wie es scheint, Nachahmungslust geweckt. Auch Schlimmeres. Denn unter dem Namen «Zürcher Heimatschutztheater» suchte jetzt ein obskures Unternehmen durch Inserate Spieler gegen gute Bezahlung. Der Zentralvorstand der Heimatschutz-Vereinigung forschte nach und erfuhr, daß es sich um eine recht fragwürdige Sache handle. Ein solcher Namensmißbrauch bedeutete für uns eine ernste Gefahr. Wir sahen uns daher genötigt, unsere Satzungen zu ergänzen und dem Artikel 1, Absatz 2, folgende Fassung zu geben: «Der Spielverein ist ein Glied des Schweizerischen Heimatschutztheaters und steht als solches unter dem Schutze der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz.» Auf dieser Grundlage war nun für vorkommende Fälle ein rechtliches Einschreiten gegen Mißbrauch unseres Namens möglich.

Bald hernach wurden wir von privater Seite eingeladen, für eine groß aufgemachte Veranstaltung zur Hebung und Festigung des Patriotismus Hand zu bieten. Der Initiant sah eine Art Wandermission vor, die von Ort zu Ort reisen und auf einer Freilichtbühne den Rütlichswur und ähnliche Szenen aufführen sollte. Geplant war ferner ein Bureau zur Sammlung von freiwilligen Gaben, und als Drittes ein schweizerisches Trachtenfest anlässlich der Bundesfeier 1919. Gut gemeint, aber . . . Wir lehnten höflich ab; denn unsere Ziele waren und sind wesentlich anders.

Die Jahre des Aufschwungs

1920 — 1936

Wenn ich nach der einläßlichen Schilderung der vier ersten Vereinsjahre die nachfolgenden sechzehn unter einen einzigen Haupttitel zusammenfasse, so habe ich meine guten Gründe. Der äußere Verlauf unserer Tätigkeit ist im Vorstehenden eingehend gekennzeichnet; es handelt sich nunmehr darum, das innere Vereinsleben, wie es sich besonders in den letzten 16 Jahren gebildet und ausgeprägt hat, darzustellen, zusammen mit den besondern Erfahrungen und Ergebnissen des erwähnten Zeitabschnittes.

Von den Spielern und vom Spiel

Wir sind eine Gesellschaft von Laienspielern aus allen Ständen. Es gibt unter uns sportfreudige, im guten Sinne moderne junge Leute und gesetzts-behäßige ältere Semester; Angehörige des bernischen Patriziates und schlichte Arbeiter und Angestellte. In der politischen Färbung oder doch Antönung, in der weltanschaulichen Einstellung bestehen beträchtliche Unterschiede; das hat indessen auf das Vereinsleben durchaus keinen Einfluß. Die Freude an der bernischen Heimat, Volksart und Sprache verbindet uns. Grundsätzliche Neinsager, gereizte Parteimenschen, kaltlächelnde Weltverächter, selbstgefällige Aestheten treten kaum ins Heimatschutztheater ein.

Die Mundart, die wir auf der Bühne sprechen, ist in den meisten Stücken die mittelländische, genauer: diejenige, die heute von der Mehrheit der Stadtbevölkerung gesprochen wird; also nicht das Berndeutsch der altburgerlichen Kreise (außer da, wo es ge-

fordert ist), sondern ein ihm ähnliches mit deutlichem ländlichem Einschlag (wöue, nicht: wölle oder welle; gsung, nicht: gsund). Simon Gfeller verwendet in seinen Stücken den Dialekt des Unteremmentals (ungefähr: Amt Trachselwald) mit seinen charakteristischen Eigentümlichkeiten — «äis ischt iez no ne Frog» statt «das isch jetz no e Frag» — denen wir uns anzupassen gelernt haben. Andere bernische Sondermundarten (Seeland, Oberland) sind in unserem Repertoire auch vertreten, machen uns aber Mühe; eigentlich wären da Spieler aus den betreffenden Gegenden vonnöten. Doch läßt sich auch etwas lernen. Josef Reinharts «Lindehof» und «Ängelwirt», Lienerts «Weihnachtsstern», Hallers «Robert und Marie» haben wir berndeutsch gespielt; Zimmermanns «Wittlig», Halders «Vatter» und Hugenbergers «Verlobig über de Wille» hat O. v. Greyerz für uns übersetzt; Guggenbühls «Testament» Walter Niklaus; «E schwäri Stund» (von Martha Ringier) Emil Balmer.

Der heutige Darsteller des Stadtmissionars im «Chlupf» ist ein Landsmann Uhlands; den Eduard Grandjean in der «Latinische Gsandtschaft» hat ein waschechter Genfer gespielt, dessen köstliches Welsch-Berndeutsch nicht bloß angelernt war . . . Wir haben im Bedarfsfall auch gute Basler Beppi, Zürihegel und andere Mit eidgenossen; wenn auch nicht lauter echte, so doch solche, die glaubhaft tun können, als ob.

Die große Zahl der Aktiven (über 100) gestattet es, jede Rolle mit dem geeignetsten Spieler zu besetzen; wir haben sogar in vielen Fällen die Qual der Wahl unter mehreren guten Darstellern, ausgenommen bei ganz schwierigen Charakterrollen. Nicht daß das Ideal immer restlos erreicht würde; aber die Rollenverteilung geschieht doch auf diejenige Art und Weise, welche die meiste Gewähr bietet. Soll ein neues Stück einstudiert werden, so wird es zunächst vor versammeltem Verein vorgelesen, dann eine Leseprobe mit freiem, für alle offenem Wettbewerb angeordnet; ebenso, wenn eine einzelne Rolle neu zu besetzen ist. Sodann werden durch eine von der Vereinsversammlung gewählte dreiköpfige Jury die Stimmen auf ihre Höhe, Klangfarbe und tragende Kraft untersucht, gegeneinander ausgeprobt, um die Standes- und Charaktergegensätze auch in Stimme und Aussprache wirkungsvoll zum Ausdruck zu bringen. Es war ein besonderes Glück für unser Theater, daß wir für die Liebhaberrollen immer solche junge Leute zur Verfügung hatten, die den Partnerinnen sympathisch waren.

Eine selbstverständliche Forderung — aber wie oft wird sie in Dilettantenvereinen verkannt!

Wir machen uns die Pietät vor dem Stück zur unverletzlichen Pflicht. Ohne Erlaubnis des Verfassers wird kein Satz geändert.

*

Anlässlich eines Gastspiels in der Leuchtenstadt hörten wir aus dem Munde eines Berufsschauspielers und Regisseurs das durchaus ernst gemeinte Kompliment: «Jeder Spieler ein Schlager!» Dieser Weihrauch ist uns nicht zu Kopfe gestiegen; wir wissen wohl, daß von solchen Lobsprüchen beträchtliche Prozente abzuziehen sind. Andererseits lassen wir uns die vier Worte, auf den innersten Sinn zurückgebracht, sehr wohl als Zielsetzung gefallen: «Jeder Spieler eine ganze Leistung!» Das Sichvordrängen, das Haschen nach Privaterfolgen darf nicht aufkommen... und daß es nicht aufkommt, ist wohl ein bernischer Zug. Dafür stehen dann aber auch keine Statisten herum; selbst die kleinsten Nebenrollen setzen dem Gesamtbilde charakteristische Glanzlichter auf.

D e m o k r a t i e

Nicht berufsmäßig und um Geld und Geldeswert, sondern freiwillig und aus bloßer Freude an der Sache stellen wir unsere Mußestunden in den Dienst einer bodenständigen Bühnenkunst. Wir kennen keine Bußen für Verspätung oder Ausbleiben, aber auch keine Entlohnung. Eine gewisse Erkenntlichkeit für die geleistete Mitarbeit liegt in der Gewährung je eines Freiplatzes an die Spielenden und im freien Zutritt zu sämtlichen Vorstellungen für alle Aktivmitglieder. Außerdem vereinigt nach Abschluß der Aufführungen eines besonders erfolgreichen Stückes ein Nachtessen oder doch ein gemütlicher Höck die Mitwirkenden. Und an die Kosten des Familienabends und des Vereinsausfluges leistet die Kasse jeweilen einen Beitrag.

Manche Dilettantenvereine leiden unter ehrgeizbedingten, persönlichen Reibereien oft recht kleinlicher Art zwischen den Mitgliedern. Diese unerfreuliche Erscheinung haben wir bisher, wenn auch nicht immer von vornherein verhüten, so doch auf ein geringes Maß herabsetzen können. Eigentlichen Zerwürfnissen aus Eifersucht und Rollenneid wird schon dadurch vorgebeugt, daß wir die Namen der Spielleiter und der Spielenden auf den gedruckten

Programmen nicht nennen. (Auch die Leitung der Radio-Hörspiele gibt keine Namen bekannt.)

Trifft die R e g i e nach außen zurück, so ist sie auch nach innen nicht auffällig; so unauffällig sogar, daß einmal mit etwas enttäuschem Unterton festgestellt wurde, unsere Regie «lasse die Leute nur so machen.» Daran mag etwas wahr sein. Unsere Regisseure, voraus der «Herr Profässer», schreiben den Spielern nicht die einzelnen Arm- und Handbewegungen, Schritte, Drehungen vor; nicht den Tonfall dieses und jenes Satzes; nicht den Standort auf den Zoll genau. In diesen Dingen lassen sie den Spieler sich selber zurechtfinden; sie wachen aber konsequent und unerbittlich darüber, daß die Einheitlichkeit des Ganzen gewahrt bleibt, daß die Stellungen ein gutes Bühnenbild ergeben, daß die Mundart streng rein gehalten und daß deutlich und sauber gesprochen wird — kurz: daß jeder und jede das künstlerische Maß von Natürlichkeit einhält.

Zu einer geordneten Demokratie gehört auch, daß sie auf eigenen Füßen stehe. Das Heimatschutztheater bezieht keine Subventionen aus öffentlichen Mitteln — hat aber auch keine Schulden!

P a p p e, L e i n w a n d, S c h m i n k e

Die Mundart bringt den R e a l i s m u s mit sich. Nicht nur im Spiel, auch in der Bühneneinrichtung des Dialekttheaters muß der Wirklichkeitssinn befriedigt werden. Als wir — vor einem Dutzend Jahren einmal — auf einer auswärtigen Bühne ein gemaltes Buffet samt dito Zinntellern vorfanden, wurde es schleunigst verdeckt. — Von Anfang an waren wir um lebenswahre Dekorationen besorgt, um bürgerliche oder bäuerliche Innenräume mit Möbeln und Zubehör, die der Gegenwart (oder, in geschichtlichen Stücken, dem Zeitalter) genau entsprachen. Hiefür hatte unser langjähriger künstlerischer Berater, Dr. h. c. R u d o l f M ü n g e r, ein feines, unbestechliches Auge und eine glückliche Hand. Ihm mußten alle Kostüme im farbigen Einklang stehen, sowohl untereinander als mit der Szenerie. Die nötigen Vorarbeiten besorgte er immer selbst in Gestalt treffender, charakteristischer, schmissig gezeichneter farbiger Figurinen und Bühnenbilder. Unermüdlich hat Dr. Münger in jedem einzelnen unserer Stücke Kostümierung und Maske sämtlicher Mitspielenden vor dem Auftreten überprüft. Nie hat er für seine aufopfernde Arbeit eine Vergütung verlangt oder angenom-

men ... Im Gegenteil: das Heimatschutztheater war ihm so ans Herz gewachsen, daß er es noch in seiner letztwilligen Verfügung bedachte.



«Hansjoggeli der Erbvetter»

Wenn heute die stets dienstfertigen Betreuerinnen des «Kostümlichen», die beiden Schwestern Strahm (Kostümgeschäft H. Strahm-Hügli, Bern) eine reiche Erfahrung in der oft nicht leichten Aufgabe besitzen, mit Kleidern Leute zu machen, so liegt auch darin ein Stück des Lebenswerkes unseres Rudolf Mürger.

Stoff- oder Papierblumen, Pappfrüchte, Luft statt Wein und dergleichen gibt es auf der Heimatschutzbühne nicht. Echtheit ist auch hierin selbstverständlich. Echt sind die Vereinsdiplome, -becher, -kränze in unsern Wirtsstuben, echt das Fadechörbli, der Zündhölzlistein, die Strohflasche in der altertümlichen Bauernstube, in der auch ein «Zyt» hängt, das tatsächlich tickt und schlägt ...

In eine solche Umgebung hinein passen keine dick und knallig geschminkten Gesichter, keine Clownvisagen, keine Zirkusperücken. Sparsamkeit ist das Motto, das unsere Coiffeure — zuerst Hr. Lehmann, dann Hr. Eckert, nun Hr. Aerni — streng und umsichtig befolgen. Keine Mühe der Vorbereitung scheuend, haben namentlich die beiden letztern sich jedes Stück durch sorg-

fältiges Durchstudieren schon vor den Proben zu eigen gemacht, wissen dann aber auch genau, worauf es ankommt.

Zur Sparsamkeit in den Dingen der Herrichtung gesellt sich eine besondere Sorgfalt in der Abstimmung des Bühnenlichtes. Da darf ich denn auch die treuen Dienste der Oberbühnenmeister Eggmann (Bierhübeli) und Ott und Küpfer (Schänzli) anerkennend erwähnen.

Schiff und Geschirr

Unsere Requisiten betreut seit dem Bestehen des Vereins Walter Lapp. Er ist findig im Entdecken neuer Schätze, weiß da eine gefällige Stabelle, eine Kupfer-Kaffeekanne, eine Petrol-lampe, dort einen Kleiderständer für ein besseres Landgasthof-Hinterstübli aufzutreiben — bekommt er's geschenkt, umso besser! — und er sorgt auch dafür, daß alles hübsch beisammen bleibt und, wenn nötig, gleich zur Hand ist. Verlangt die Inszenierung irgend ein knifflisches Eingericht mit Rädern, Röhren, Hebeln und Drähten — Lapp löst das Problem im Handumdrehen. Als wir die «Probierzyt» auf die Bühne brachten, machten wir uns Sorgen wegen des laufenden Brunnens. Lapp stellte uns einen auf die Bühne, der sich sehen und hören lassen durfte und sicherlich sein redlich Teil zum Erfolg beigetragen hat.

Wir haben im Schänzli die nötigen Lagerräume für unser Besitztum zur Verfügung. An Bühnenausstattungen sind u. a. vorhanden: zwei Bauernstuben, zwei bürgerliche Zimmer, ein Saal, ein Salon, dazu Wald- und Dorfkulissen und anderes mehr. Es ist sogar eine Brandruine da, die seinerzeit für R. v. Tavel's «Zwöierlei Schatzig» angefertigt und uns von den Veranstaltern der Uraufführung überlassen wurde. In manchen Fällen ziehen wir auch die Ausrüstung der Schänzlibühne bei.

Mit Möbeln sind wir gut versehen, namentlich für Bauernstücke. Da sind Schränke, Kanapees, Öfen, Tische, Sitzgelegenheiten allerhand. Da ist ferner Büromobiliar für Amtsräume («Chlupf», «Amtsgricht vo Waschliwil», «Vor Gricht»). Antike und bürgerliche Zim-merausstattungen leiht uns jeweilen in zuvorkommender Weise die Firma Theodor Schärer, Kramgasse, gelegentlich auch Möbel-Pfister AG.

Nicht selten fragt man uns, ob die Kostüme unser Eigentum seien. Das ist nicht der Fall. Die Lagerung, Besorgung und Er-

gänzung würden viel zu hohe Kosten verursachen — bei unserem ausgedehnten Repertoire. Unser Lieferant Strahm-Hügli bedient uns in sachkundiger und entgegenkommender Weise zu bester Zufriedenheit.

Aus den Spielplänen

Recht ungleich, wie das sich halt so gibt, sind die Erfahrungen, die wir mit unsern Stücken gemacht haben. Simon Gfellers «Schwarmgeischt» — eine Kritik an religiösen Verirrungen, besonders der Ablehnung von Arzt und Medizin — wurde gut und dankbar aufgenommen. Wohl nicht zum mindesten deswegen, weil in der Figur des Allerleiers Dreier reine Güte dem harten Starrsinn gegenübergestellt wird. «Das Hohelied der Liebe» (hier: caritas, nicht: amor) hat ein Weiser dieses Stück genannt.

Einen besonders gefreuten Erfolg hatte des nämlichen Dichters «Geld und Geist». Achtmal wurde es in der gleichen Saison gespielt. Und doch ist die eine Hauptfigur, der Dorngrütter, ein ausgemachtes Scheusal — und doch endet das Stück mit dem Sterben der guten, edlen Mutter...

«Es Bitzeli blaue Himmel sött halt doch no vüreluege», hat einmal Simon Gfeller gesagt, als vom Mißerfolge manches ernsten Stückes die Rede war... und es ist eben doch so, daß zuletzt die Liebe siegen müßte und das bessere Selbst. Der Pessimismus als Moderichtung — es muß traurig, unbefriedigend, mindestens problematisch, gequält, zerrissen, grau in grau aufhören — ist hoffentlich nun von der Herrschaft abgesetzt. Die Sache braucht ja auch nicht ins krasse Gegenteil auszuarten: «Happy end um jeden Preis!»

Mißerfolge — wir haben deren wohl ein halbes Dutzend zu verzeichnen — können die verschiedenartigsten Ursachen haben. Bald ist es ein Stück mit unmöglichen, epischen Längen und Breiten; es sieht sozusagen danach aus, als müßten sich mehrere Rollen für ihr Vorhandensein entschuldigen; es «läuft» einfach nicht. Bald ist es so, daß der Konflikt auf eine Art und Weise aus der Welt geschafft wird, die irgendwie hinkt. Dann wieder so, daß Lebensfragen aufgerollt werden, die uns zeitlich oder menschlich allzunahe stehen und denen der Hörer — vielleicht auch der Spieler — nicht unbefangen entgegentreten kann. Mitunter ist es auch eine zu verwickelte Handlung, zu der man sagen muß: «Minder wär mehl!»

Hingegen haben wir auch mit ernstern Stücken manchen schönen, großen Erfolg gehabt.

Immer wieder haben sich «Hansjoggeli», «Chlupf» und «Schmokerlisi» bewährt. Ja, ich möchte sagen, die drei Stücke werden jünger und neuer, je öfter wir sie spielen. Ihnen hat sich als viertes im Kranze ein wunderlieblich feines Idyll zugesellt: «Nume das nid» von O. v. Greyerz. Einakter, fünf Personen, sehr einfache Handlung: zwei Liebespaare, die sich finden; aber dennoch, oder besser, deswegen: «ein Kabinettstück» — «Kammermusik» — «wie ein Bild von König oder Freudenberger» . . . so hat die Kritik darüber geurteilt. Nicht von ungefähr wurde «Nume das nid» für die Festmatinee zum 70. Geburtstage unseres Obmannes ausgewählt; ebenso für ein Gastspiel am Welttheaterkongreß in Zürich 1933.

*

In den Jahren 1920/36 haben wir fast drei Dutzend neue Stücke einstudiert (seit Beginn sind es 61). Auf alle kann hier nicht eingetreten werden; aber ich will doch diejenigen anführen, deren Wiedergabe für uns besonders dankbar gewesen ist. Dankbar — das heißt nicht in erster Linie: finanziell vorteilhaft; ich meine außerdem: bildend, lehrreich, fördernd.

Simon G f e l l e r s «Dür d'Chnüttlete», ein ebenso fröhlicher wie besinnlicher Einakter, gehört dazu. Der Titel, für Nichtberner etwas schwer verständlich, heißt übersetzt etwa: «Spießrutenlaufen». Eine bärbeißig-philantropische Tante macht in Erziehung, muß dann aber selbst Belehrungen einstecken. Rudolf von T a v e l hat für unser Theater recht wenig geschrieben. Seine «Gfreutischi Frou», ein heiteres Bild aus einem patrizischen Landsitz des 19. Jahrhunderts, vermochte dank der liebevollen Milieuzeichnung und Gesellschaftsschilderung und der köstlichen Situationskomik herzlich zu erwärmen. Josef R e i n h a r t s «Ängelwirt» ergötzte als Satire auf hohle Vereinsmeierei. Von Karl G r u n d e r spielten wir die fröhliche Komödie von Männerschlaueheit und Frauenrache «I der Gnephi»; sodann 1933/34 die «Wättertanne», ein Grenzbesetzungsstück mit dem Motiv der aus Eifersucht verfeindeten Brüder und plastischen Bildern aus der Mobilisationszeit — die ja für die heutige junge Generation schon Geschichte geworden ist. Ein Ausschnitt aus der Vergangenheit, wenn auch ganz anderer Art, ist ebenfalls Karl G e i s e r s «Badgricht im Änggistei». Rein

dramatisch genommen, ein behaglich plätscherndes Wässerlein; aber reich an heitern, reizenden, pikanten Episoden; ein buntfrohes Kulturbild aus der Zeit von Zopf und Puder...

Unsere Vereinigung hat auf dem Boden der dramatischen Literatur in gewissem Sinne Pionierarbeit geleistet, indem sie neue Schriftsteller hervorlockte, bekanntmachte und förderte. Hans Z u l l i g e r malte in «Unghüürig» ein lustiges, auch volkskundlich wertvolles Bild der Verwicklungen, die entstehen können, wenn es in einem alten Hause «spukt»; guten Erfolg erntete auch seine seeländische Komödie «Het en Yscher». Ernst B a l z l i schrieb den Strohwitwerschwank «Stierenouge»; er weiß aber auch ernste Probleme packend zu gestalten («Der Schatte»; «Ds Hagmattjümperli»). Hans W a g n e r stellte in «Läbig Schue» einen gemütsreichen Polterer und philosophischen Handwerker auf die Bühne; in «Daheime» zeichnete er die Sehnsucht des durch Unglück und eigene Schuld Enterbten nach seinem einstigen Hof. Fritz M o s e r s «Amtsgricht vo Waschliwil» führt den Amtsschimmel der Zeit vor 100 Jahren vor, die spassigen Konflikte steigernd zu einer Tragikomödie im Sinne und Geiste des «Zerbrochenen Krugs».

Die größten und schönsten Erfolge haben wir jedoch, nächst Otto von Greyerz und Simon Gfeller, unserem Aktivmitgliede Emil B a l m e r zu danken. Auf den «Glückshoger», das Spiel vom Werden und den Gefährden jungen Eheglückes, folgte «Theater im Dorf», eine schlichte, ansprechende Liebesgeschichte, belebt vom bunten Rankenwerk einer Tell-Aufführung in einem bernischen Amtssitz. Es folgten weiter der «Riedhof», eine Bilderreihe vom Aufstieg einer Bauernfamilie und von Schuld und Sühne, und eine Anzahl kleinerer Stücke, von denen «Vor Gricht», eine Auseinandersetzung mit formalistischer Paragraphenreiterei, besonderes Lob verdient.

Balmers wirksame Vorzüge sind der gewandte, lebhafte, oft sprühende Dialog, die reiche Sprache, die gemütliche Milieuschilderung. Da gibt es keine Monologe; alles ist so unmittelbar wie nur möglich dem Leben abgelauscht; die Sprache, wenn auch oft urchig, so doch nie grob; wenn auch originell, so doch nie gesucht. Ein weiterer Zug Balmers ist sein froher, überzeugender Optimismus. Die Bejahung des Lebens und guten Menschentums, die den Hansjoggeli, den Chlupf, den Napolitaner, das Schmokerlisi, Geld und Geist immer wieder Triumphe feiern läßt, hat auch Balmers Stücken den Weg zum Siegeszuge gebahnt.

*

Vom Gfeller-Rindlisbacher-Wettbewerb, der uns in neuen Autoren und neuen Stücken frisches Blut zugeführt hat, wird noch besonders die Rede sein.

«Spielt ihr auch Stücke in der Schriftsprache?» hat mich einmal ein junger Mann gefragt, der sich für die Aktivmitgliedschaft interessierte. Die Antwort war gegeben: «Nein, denn sonst wären wir nicht das Heimatschutztheater.» Unsere Vereinsgeschichte weist aber doch zwei solche Stücke auf, beide mit kleiner Darstellerszahl und nicht als Repertoirestücke gedacht — aber beide für uns mit ganz besondern Erinnerungen verknüpft.

Für das 25jährige Jubiläum der bernischen Heimatschutzvereinigung (1930) schrieb Rudolf von Tavel das Bubenberg-Festspiel «Der Heimat einen ganzen Mann». An historischer Stätte, da wo einst die Abgesandten des bernischen Rates den Schloßherrn zu Hilfe gerufen in der Stunde größter Not — vor dem Schloßtor zu Spiez — erstand jener schicksalschwere Augenblick aufs Neue. Soll Bubenberg das ihm Angetane vergessen, dem Rufe folgen? Alles spricht dagegen: die erlittene Kränkung, die verbitterte Gemahlin, das Orakel der Mutter, das Siechtum des Sohnes — doch sein tapferes Wort ist: «Auf nach Murten!»

Den 70. Geburtstag unseres Obmanns feierten wir in heimeliger Zusammenkunft durch die Aufführung eines seiner Erstlingswerke, des «Weltverbesserers». Englisches Directoire. Ein feuriger Schwärmer, hingerissen von der Forderung, die die Welt erschüttert: «Zurück zur Natur!» Aber der gute Mann hat Pech: er verliebt sich bis über den Scheitel, verpaßt den Vortrag, den er halten sollte, und verzichtet wohl oder übel — und ach, noch so gern — auf die hochfliegenden Pläne einer Kolonie an den Ufern des Susquehanna nach ganz neuen, idealistischen Grundsätzen . . . zugunsten des stillen Glückes am häuslichen Herd.

Schon in der äußerlichen Gestaltung ein liebliches Kleinod, ähnlich «Nume das nid», wurde der «Weltverbesserer» zum unauslöschlichen Erlebnis.

*

Zum Mundarttheater gehört unzertrennlich das Lied. Das eigentliche Singspiel, wo die Lieder Hauptsache sind, der gesprochene Text bloßes (manchmal recht überflüssiges, weil gezwungenes) Bindeglied, fällt zwar nicht in unsern Aufgabenkreis. Aber

in vielen unserer Stücke wird gesungen — und zwar, wie es auch gar nicht anders sein könnte, frisch von der Leber weg. Für die «Stöcklichkrankheit» pflegen wir, wie das Stück es erheischt, je-
weilen eine gute Jodlervereinigung (Konolfinger Jodler, Berner Jodlerklub, Edelweiß) beizuziehen. Für die «Latinischi Gsandtschaft», die einen geschulten, kleinen Männerchor verlangt, fanden wir dienstfertige Mithelfer in gleichgesinnten Gesangsvereinen; ein im Volksgesang erfahrenes Mitglied schrieb uns zu einigen Röseligartenliedern einen bewußt schlichten, volkstümlichen Chorsatz, so daß wir auch hierin zeigen konnten, was wir unter Heimatschutz verstehen. In der «Wättertanne» bewies das «Berner Chörli Daheim» sein vorzügliches Können.

In Lienerts inniggläubigem Krippenspiel «Der Weihnachtsstern» haben wir zur Hauptsache nur die gesprochenen Partien ausgeführt. Am bernisch-kantonalen Gesangsfest im Mai 1921 trugen wir unser bescheiden Teil bei zum prächtigen Gelingen des Volksliederspiels «Laßt hören aus alter Zeit» von O. v. Greyerz. Es war — so schreibt Emil Balmer in der Vereinschronik — kein pompöses Festspiel mit Berna und Helvetia, mit Auftreten von Freiheitshelden; es war kein lauter Hymnus an das Vaterland, es war viel, viel mehr! Es war eine schlichte Verbildlichung alter, fast verlornen Volkslieder. Und wen hat da nicht eine stille, aber nichtsdestoweniger große und heiße Vaterlandsliebe ergriffen?

Gastspiele

Im Berner Stadttheater kommen wir nur noch selten auf die Bühne. Das ist gewissermaßen eine Zeiterscheinung, die schwer zu kommentieren ist; letzten Endes eine Finanzfrage, die wohl allen Beteiligten leid tut. Doch haben wir gelegentlich mit Schülervorstellungen Freude schaffen, vielleicht auch ein wenig erzieherisch und geschmackbildend wirken dürfen: Hansjoggeli, Neapolitaner, Geld und Geist, Wättertanne.

Zu unsern dankbarsten «Außenposten» zählen (oder haben gezählt) Biel, Solothurn, Nidau, St. Gallen, Schaffhausen, Aarau, Freiburg, Neuenburg. In Zürich spielten wir erstmals 1923, in Basel 1929. Auf reichsdeutschem, alemannischem Boden — Freiburg i. Br. — waren wir 1923 und 1928 zu Gäste. Geschichtliches Streiflicht: 1923 kosteten die Plätze bis 2600 Mark. Ein halbes Jahr später wären es der Nullen viel mehr gewesen...

In Thun, Olten, Genf, Luzern, Grenchen, Langenthal, Lenzburg haben wir ebenfalls, zum Teil mehrmals gespielt. Ein dankbares Publikum haben wir in neuester Zeit in Küsnacht (Zürich) gewonnen, wo der Jungschweizerverein sich eifrig und liebevoll der Sache annimmt.

Einmal — das sei nicht bloß der Kuriosität wegen erwähnt — traten wir in der kantonalen Irrenanstalt Waldau auf. Das trug uns folgendes Lob eines Patienten ein: «Öppis eso verrückt Glungnigs gseht me hie de nid all Tag!»

In allerneuester Zeit gehen die auswärtigen Gastspiele, rein zahlenmäßig betrachtet, zurück. Dafür erleben wir's, daß der Gedanke des mundartlichen Laienspiels immer mehr Boden faßt. Das wirkt sich unter anderem auch darin aus, daß wir in zunehmendem Maße eingeladen werden, bei Zusammenkünften gewerblicher, kaufmännischer, geselliger, kultureller, sportlicher Vereinigungen am Unterhaltungsprogramm mitzuwirken. Mehrmals haben wir uns am Familienabend der stadtbernischen Lehrerschaft und der Schulbehörden (Pestalozzifeier) beteiligt; ebenso am Schweizerischen Lehrertag 1936; ferner an Jahresversammlungen des Schweiz. Gymnasiallehrervereins, der Gesellschaft für schweiz. Theaterkultur, des Schweiz. Alpenklubs, des Deutschschweiz. Sprachvereins, der Schweiz. Juristenvereinigung. Auch bei Veranstaltungen für wohltätige Zwecke aller Art stehen wir nicht zurück.

Zu den Gastspielen gehören mutatis mutandis auch diejenigen Aufführungen, die von auswärtigen, gesinnungsverwandten Vereinigungen unter unserem Patronat gegeben werden: Baseldtysches Theater mit dem «Millionär» und «Es pfupft» von Dominik Müller (1920) und Obwaldner Heimatschutztheater mit dem «Amerikaner» von Frau Rosa Kuchler-Ming (1928).

Die Heimatschutzfamilie

Freude eint und bindet. Deshalb pflegt der Vorstand namens des Vereins bei Verlobungen, bei Vermählungen, bei der Geburt des ersten Stammhalters Grüße nebst einem kleinen Angebinde zu überreichen. Gleicherweise bringt er die gemeinsame Anteilnahme zum Ausdruck, wenn im Hause eines Mitgliedes die Trauer einzieht.

Und jedes Jahr sind es drei besondere Anlässe, wo die Familie zahlreich sich zusammenfindet.

Die Jahresversammlung, den eigentlichen Vereinszwecken dienend, als da sind: Jahresbericht, abgelegt durch den Statthalter (früher durch den Obmann); Wahlen; Jahresrechnung; Programm der nächsten Spielzeit und dergleichen mehr — heißt: ernste Arbeit (es wird nichts konsumiert) und bietet Gelegenheit zu vielseitiger, fruchtbringender Aussprache.

Ganz der frohen Geselligkeit gewidmet ist der Familien- oder Unterhaltungsabend, bei dem auch die Angehörigen und Freunde unserer Mitglieder Zutritt haben. Da wird gesungen, deklamiert, musiziert, da gehen kurze, fröhliche Schwänke über die Bühne; da tanzen die jüngern und manche ältern Jahrgänge; da lernt man sich näher und oft von ganz anderer Seite kennen. A propos Singen: wir haben keinen Kantusmagister und keine Gesangssektion, und wir wissen warum.

Der dritte Junisonntag, «schön oder wüescht», gehört unfehlbar unserem Vereinsausflug. Das ist nicht etwa eine bequeme, faulpelzige Fahrt ins nächste Bierdorf mit anschließenden, ausgiebigen Tafelfreuden und Bacchusopfern... Den Auftakt bildet wenn immer tunlich ein ganz tüchtiger Marsch durch Feld und Buchenhallen, und so es irgend angeht: hinauf in die Höh'! Ist es ganz von ungefähr, wenn es uns fast immer wieder nach Osten zieht — ins Emmental, das grüne Hügelland? Uns ist, als wären wir dort mehr daheim, als anderswo. Lueg-Affoltern, Lützelflüh, Schaufelbühl, Moosegg, Lüderenalp, Menziwilegg-Walkringen... das sind so einige unserer Ausflugsziele. Unser Simon Gfeller läßt es sich nicht nehmen, sich uns zuzugesellen, wenn wir einigermaßen in Reichweite sind. — Wir lassen aber auch das übrige Bernbiet nicht außer acht und waren z. B. schon in Laupen, in Schwarzenburg, auf dem Frienisberg zu Gäste.

Dem Marsche folgt ein Mittagessen nach währschafter Bernerart; Formel: «guet und gnue, und me nimmts gmüetlech.» Das Steife solennen Kommersierens brauchen wir nicht; für «Betrieb» wird auch ohnedies gesorgt, und daß er sich ungezwungen abwickelt, macht ihn umso heimeliger. Eine kurze, launige Ansprache des Obmannes; Lieder; ein Tänzchen; heitere Darbietungen mannigfacher Art; oft auch eine Vorlesung eines unserer Dichter. In der Regel folgt, getreu uraltem Rezept, ein zweiter Marsch, in gemütlichem Tempo, versteht sich — ein Imbiß — und, wie es sich für brave Berner geziemt, rechtzeitige Heimkehr zu den Penaten.

Nicht geräuschvolle «Fröhlichkeit» ist es, die dem Tage den

Ton und die Farbe gibt. Dafür hat sich je und je gezeigt, daß der dritte Junisonntag nicht nur Vergangenes abklärt, sondern auch Kommendes erhellt.



Wer zu wissen wünscht, wie es um eine Familie steht, der achte darauf, wie sie Geburtstage begeht. Da zeigt sich so recht der innere Zusammenhang — oder sein Fehlen.

In den Jahren 1922 und 1923 durften wir zwei Geburtstage feiern. O. v. Greyerz und Rudolf Münger, Altersgenossen, Jugendgespielen — sie haben einst gemeinsam ein hölzernes Fahrrad besessen und es auf dem holperigen Berner Pflaster gefahren — haben das sechzigste Jahr erreicht.

Den Jubilar Rudolf Münger beglückwünschten die kunstsinnigen und kunstverbundenen Kreise Berns an einer Feier in der Kunsthalle und einem anschließenden Bankett im Bürgerhaus. Eine Abordnung des Heimatschutztheaters nahm daran teil und drückte unsern Dank durch warmempfundene Gratulation und ein passendes Geschenk aus.

Und unser Obmann? Seine Freunde und Schüler schufen in aller Stille ein hübsches, heimeliges Büchlein als Geburtstagsgruß: eine Schilderung der mannigfachen Tätigkeit des Lehrers, Erziehers und Dichters. Aus dem Kreise des Heimatschutztheaters kamen zum Wort: Simon Gfeller, Josef Reinhart, Emil Balmer, Gottlieb Landolf, Arist Rollier, Dr. A. Zesiger.

Am Geburtstag selbst gab es in Bern etwas Besonderes zum Gwundern, in einigen Gassen und Straßen wenigstens. Ein Leiterwagen und ein Chaisli voll Theatervolk . . . Wer als Kenner genauer hinsah, entdeckte: jä so! lauter Rollen aus v. Greyerz-Stücken! Droben in der Schoßhalde, da wo die Stadt zu Ende geht, am stillen Rudolf-Wyss-Weg, wo der Blick über die Hügelzüge der alten vier Kirchspiele schweift, über sanftgelehnte Wiesen, wellige Äcker — dort hielt der Wagen beim Heim des Herrn Profässer an. (Die heimelige Idee hatte R. Münger ausgedacht).

Im sonnig-gemütlichen Garten brachte jeder Spieler dem Geburtstagskind mit einem heitern berndeutschen Verse ein Geschenk dar. Und dann vereinigte ein froh ungezwungenes Beisammensein die Geburtstagsgemeinde. Wie leuchteten da die Augen der stillen, feinen Frau Professor! Wie unzählig oft hatte sie ihren schon ohnedies viel beanspruchten Gatten missen müssen im Heim, weil

Proben, Aufführungen, Versammlungen, Sitzungen ihn riefen! Nun war doch einmal das Heimatschutztheater zu ihm — und zu ihr — gekommen!

Den siebzigsten Geburtstag ihres Gatten hat Frau Professor nicht mehr mit ihm und mit uns feiern können ... Sie ist 1928 dahingegangen.

Auch Rudolf Münger schied von uns! Das Jahr 1924 hatte ihm eine wohlverdiente Ehrung gebracht: den Doktorhut *honoris causa*. Wie freudig haben wir ihm da Glück gewünscht! Wenig später (1929) ist der feinsinnige Künstler, der aufopfernde Freund und Ratgeber, abgerufen worden.

*

Und dann kam 1933 der 70. Geburtstag unseres Obmannes. Von unsern Vorbereitungen ahnte er nichts; in seinem bescheidenen, selbstlosen Wesen hätte er sich sonst wohl jeden Sang und Klang verboten ...

Am Geburtstage selbst, am 6. September, weilte er in den Ferien im Salzburgischen. Wir sandten ihm brieflich unsere Grüße und Wünsche und ließen auch Blumen sprechen. In ähnlicher Weise ließen wir der ehrwürdigen Betreuerin seines Hauswesens, seiner Schwiegermutter Frau Schorr, ein Zeichen unserer Anhänglichkeit zukommen.

Am 11. September vereinte eine Matinee im Stadttheater eine große, festlich gestimmte Gemeinde. Rudolf von Tavel sprach in warmen, herzlichen Worten über das Lebenswerk des Gefeierten; dann ging, feiner, zarter, kristallklarer denn je, «Nume das nid» über die Bühne.

Am 22. September fanden wir uns, zahlreich wie noch selten, im Militärgarten ein zu einem Festchen im Familienkreise, sozusagen. Den Abend eröffnete die (schon erwähnte) Aufführung des «Weltverbesserers» unter der Regie von Frau B. v. Steiger. Statthalter E. Oser überreichte dem Jubilar ein Kaffeeservice, Stefisburger Kunstkeramik, geschmückt mit Gestalten aus v. Greyerz-Stücken, von Künstlerhand entworfen ... Otto v. Greyerz legte in seinen einfachen Dankesworten das erneute Bekenntnis ab zur Heimat, zum Volke und seiner Eigenart, zu unsern Zielen und Bestrebungen. Und da er nicht einzig der Beschenkte sein wollte, stiftete er uns ein Teeservice, willkommen für die Labung der Spielerinnen und Spieler in den Bühnenpausen. Ein Chörlein von Frei-

willigen sang Röseligartenlieder, und in Tanzweisen und froher Geselligkeit klang der heimelige Abend aus.

Mitte November eröffneten wir die Spielzeit im neuen Schänzli-saal mit Schmockerlisi, Chlupf, Knörri, Napolitaner und Locataire.

Auch Simon G f e l l e r durften wir zweimal in besondern Veranstaltungen ehren. Im April 1928 spielten wir zu seinem 60. Geburtstage einen Zyklus seiner Stücke: Probierzyt, Hansjoggeli, Schwarmgeischt, Geld und Geist. Und als ihm 1934 die bernische Hochschule anlässlich ihres 100jährigen Bestehens den Doktorhut honoris causa verlieh, ließen wir es uns nicht nehmen, eine Festvorstellung des Hansjoggeli zu veranstalten.

Am Ende der Spielzeit 1935/36 galt es, den 20. Geburtstag unseres Vereins durch einen festlichen Anlaß auszuzeichnen... Was konnte sich da besser eignen als der Hansjoggeli? Der Abend, weniger auf eine bloße Bühnenvorstellung denn auf einen festlichen Zusammenklang gestimmt, wurde mit einem öffentlichen Balle beschlossen.

Die nächste Spielzeit werden wir mit einer Veranstaltung zu Ehren des verstorbenen Rudolf v o n T a v e l eröffnen. Zur Aufführung gelangt «David und Goliath» von Werner Juker, nach einer Erzählung Tavels.

Die Satzungen

Die Bestimmungen unserer Vereinsverfassung sind im wesentlichen dieselben wie bei allen Vereinigungen verwandter Art. Daß der Art. 1 im Jahre 1918 eine kleine Erweiterung erfahren mußte, ist schon gesagt worden. Fälle von Mißbrauch unseres Namens sind allerdings seit jenem Versuche, der den Keim des Mißlingens in sich trug, nicht mehr vorgekommen.

Im Herbst 1934 hat der Verein seine Satzungen nach gründlicher Erwägung umgearbeitet und durch eine Anzahl von Reglementen ergänzt. (Über die Pflichten der Vorstandsmitglieder und Mitarbeiter; Reglement betreffend die Aktivmitgliedschaft; Bühnenreglement; Was es zu einer Aufführung braucht — letzteres eine bis ins kleinste festgelegte Arbeitsteilung).

Art. 1 der Satzungen lautet heute: «Unter dem Namen ‚Berner Heimatschutztheater‘ besteht mit Sitz in Bern ein Verein, der die Förderung der heimatlichen Liebhaberkunst durch Aufführungen in Bern und auswärts bezweckt und Geselligkeit pflegt.

Der Verein ist im Jahre 1915 unter der Schutzherrschaft und mit Unterstützung der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz gegründet worden.»

Wie ersichtlich, haben wir unsern einstigen «langen Namen» etwas umgebaut; außerdem stehen wir heute gegenüber der Heimatschutzvereinigung völlig selbständig da. Damit ist auch die frühere, statutarisch festgelegte Abgabe von 10% unserer Jahreseinnahmen weggefallen. Selbstverständlich besteht nach wie vor der innere Zusammenhang gemeinsamen Wollens und Strebens.

Aktivmitglied kann bei uns jedermann werden, der sich durch Mitarbeit betätigen will. Über die Aufnahme entscheidet nach schriftlicher Anmeldung der Vorstand. Im Reglement über die Aktivmitgliedschaft ist diese Bestimmung dahin ergänzt, daß sich die Bewerber dem Vorstand vorzustellen und auf Verlangen über ihr Können auszuweisen haben. In der Regel geht der Aufnahme eine Probezeit als Kandidat mit praktischer Betätigung voraus.

Wer sich dauernd der Mitarbeit entzieht, geht der Aktivmitgliedschaft verlustig. Doch werden in dringenden Fällen kürzere und längere Beurlaubungen gewährt. Allfällig notwendig werdende Ausschließungen sind Sache des Vorstandes. Doch kann sich das betroffene Mitglied an die Vereinsversammlung berufen.

Der einstige Aufsichtsrat, ein Organ der Heimatschutzvereinigung und von dieser gewählt und ergänzt, ist nunmehr infolge der veränderten Sachlage eingegangen. Neben dem siebenköpfigen, durch einige Fachleute erweiterten Vorstand bestehen ein literarischer Ausschuß (Obmann und zwei Mitglieder), der die zu spielenden Stücke dem Vorstand vorschlägt, jedoch nicht endgültig bestimmt — und die schon erwähnte Jury, welche über die Rollenverteilung endgültig entscheidet, wenn tunlich unter Beiziehung des Verfassers des Stückes.

Der Vorstand

Eine Vorstandssitzung des Heimatschutztheaters ist kein Plauderhöck und keine bieder-phlegmatische Stammtischzusammenkunft, auch kein mühsam in konventionelle Formen eingezwängtes Dreeschen leeren Strohes. Vielmehr, in zwei Worten: ernste Arbeit. Dafür sorgt schon die immer reichlich besetzte Traktandenliste.

Mit belebendem, anfeuerndem Geiste und jugendlicher Frische nimmt sich der Obmann, Prof. Dr. O. v. Greyerz, unseres Tuns

und Wirkens an. Dieses Verhältnis hat Emil Balmer warmherzig und treffend geschildert in seinem Beitrag: «Der Herr Profässer im Theaterläbe» («Unserem Otto v. Greyerz zum 60. Geburtstag, Eine Festgabe von seinen Freunden», Bern, Francke, 1923). Das müßte eigentlich gleich alles hier stehen — aber ich höre unsern Herrn Profässer abwehren — und trotzdem: ich muß, in einigen Zügen wenigstens, zeigen, was er uns ist und was wir an ihm haben. Emil Balmer wird mir's nicht übel nehmen, wenn ich, mit Rücksicht auf meine nichtbernischen Leser, sein munter-chäches Laupendeutsch übertrage in die Schriftsprache . . .

«Bei jedem Stücke, das wir einstudiert und gespielt haben, ist er von Anfang bis Ende dabei gewesen, von der Rollenverteilung bis zum gemütlichen Beisammensein nach der letzten Aufführung. Selten fehlt er an einer Probe. Um den eigenen Nutzen ist es ihm nicht zu tun; das muß einmal herausgesagt sein. Er ist durchaus nicht der Meinung, wir müßten in erster Linie seine Stücke spielen; im Gegenteil, er hat schon oft entschieden abgewehrt, wenn eines davon vorgeschlagen wurde: Nehmt doch ein anderes! (Unserem Verein gegenüber hat er vom 60. Geburtstag an auf Tantièmen verzichtet).

Eine Rollenverteilung ist eine ganz heikle Angelegenheit. Der Herr Professor hat die schwierige Aufgabe immer ganz meisterhaft gelöst. Er schaut dabei nie auf die Person; das gute Gelingen allein gibt bei ihm den Ausschlag. Sein Urteil ist stets offen, aber auch stets taktvoll. Sind die Rollen einmal verteilt, dann heißt es fleißig sein. Er mag's nicht leiden, wenn man bei den Proben immer noch das Textbüchlein braucht; denn er weiß wohl, daß ein freies, ungezwungenes Spiel nicht möglich ist, wenn man den Text nicht beherrscht. Daneben aber korrigiert er nicht viel. Er verlangt auch nicht, daß man immer seiner Meinung sei. Ihm ist es die Hauptsache, daß die Rollen konsequent durchgeführt werden.

Wenn er die Regie führt, ist er immer pünktlich da, verlangt aber von den Spielern dasselbe. Nichts kann ihn so erzürnen wie unpünktliches Antreten. Da pflegt er kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und wer sich nicht an Ordnung zu gewöhnen weiß, der bleibt besser weg. Wenn ein Stück in den Proben gut läuft und er nicht mehr zu fürchten braucht, es gehe schief, so läßt er sich etwa auf einem Sessel hinter der Bühne oder im leeren Saale nieder, das Textbüchlein in der Hand, und verfolgt das Spiel seiner

Leute. Wie es da auf seinem Antlitz webt und lebt! Wie er da sozusagen mitspielt und miterlebt, wie die Augen leuchten, wenn etwas besonders wohl gerät — das muß man gesehen haben! Und wenn er nachher dem einen oder andern sagt: «Es isch de rächt gsi», da weiß man solch ein von Herzen kommendes, aufrichtiges Kompliment zu schätzen. Und manches Menschliche, Allzumenschliche unterbleibt, weil er in der Nähe ist...

Vor dem Vorhang zeigt er sich nicht gern. Als seinerzeit das ‚Schmockerlisi‘ im Triumph über die Bretter ging, als wir immer wieder ein volles Haus hatten und alles nach dem Autor rief, nein, schrie — da mußten wir ihn oftmals suchen und fast mit Gewalt vor die Rampe schleppen.

Wir hätten es gerne gesehen, wenn er auch einmal eine Rolle übernommen hätte, aber er hat jedesmal abgewinkt. Spielen könnte er ganz sicher manche Rolle — dazu kann er uns alles viel zu gut zeigen und vormachen.

Auf den Gastspielreisen und Ausflügen kommt er so recht aus sich heraus, und wir sind jedesmal stolz darauf, daß wir zu ihm gehören. Wenn ich daran denke, wie er in St. Gallen gefeiert wurde! Dort fiel auch auf uns etwas von seinem Ruhm und Glanz, und zu einem Blättchen aus dem großen, ihm überreichten Lorbeerkrantz hat es auch für uns gereicht.

Nie haben wir uns so gut aufgehoben, in so heimeliger Hilbe gefühlt, wie auf jener Emmentalfahrt, in Lützelflüh, wo oben am Tische der Herr Professor saß, links und rechts von ihm die Herren Mürger und Gfeller. Dort, unter dieser dreifachen Hut, bei diesen drei Männern, die ein gut Stück Bernervolk, Bernerland und Bernergeist verkörpern — dort waren wir so recht daheim.»

*

In den ersten Jahren unseres Vereins hatte der Obmann ein übervoll gerüttelt Maß Arbeit zu bewältigen. Neue Stücke mußten dutzendweise gelesen und auf ihre Eignung geprüft werden; meist mit negativem Entscheid; es war oft geradezu beängstigend für ihn, festzustellen: «Wieder nichts!» Briefe, Läufe und Gänge, Telefongespräche, Unterhandlungen aller Art, darunter oft solche, die nach Bernerart — nicht ihn mein' ich damit — nicht zum Abschluß kommen wollten, oft sogar später von neuem begonnen werden mußten. Dazu die Lasten der Professur und noch anderer Pflichten und Aufgaben... Lange hat er's schweigend getragen — bis er

schließlich Rücktrittsgedanken äußerte. Da erst merkten wir, was die Uhr geschlagen hatte. Wir beschlossen, ihm einen Chummerzhülf beizugeben, der die Briefe, Läufe, Gänge undsoweiter übernehme und ihn so etwelchermaßen entlaste . . es blieb ihm ohnehin noch genügend Werch an der Kunkel!

Mehrere unserer Mitglieder haben nacheinander geholfen, die Last zu tragen. Der getreueste der treuen Eckarte aber ist Ernst O s e r, gewesener Prokurist der Nationalbank, ein gebürtiger Basler. Oser hat als fein empfindender Lyriker eine anhängliche Gemeinde, auch außerhalb der Bundesstadt. Und den menschlich edlen Geist, das versöhnliche Wesen unseres Statthalters wissen wir zu schätzen. Mit Umsicht und Takt erfüllt er all die vielen kleinen und großen Pflichten, die seines Amtes sind, so die Alltagskorrespondenz, die Vorbereitungen für Gastspiele.

Verwalter unserer Finanzen ist seit dem Bestehen des Vereins Notar Anton G e y m a y r. In unerschütterlich stoischer Ruhe weiß er das Ideale dem Materiellen, und umgekehrt, anzupassen und unsere langsam anwachsenden Kapitalien so zu verwalten, daß sie nicht den Krebsgang gehen. Allerdings haben oft genug Zeit und Umstände mühsam Erworbenes wieder aufgezehrt. Aber Anton Geymayr, seinem unverwüstlichen Optimismus kaufmännischen Scharfblick gesellend, wußte das Schifflein immer wieder flott zu machen. Früher hat er daneben noch eifrig mitgespielt.

Um vollständig zu sein, müßte ich auch die Sekretärinnen und Sekretäre aufzählen, die unverdrossen und selbstlos alle die Kleinarbeit des Aufbietens, der Zirkulare und Zirkulärchen, dazu die Redaktion der oft umfangreichen Protokolle besorgt haben. Aber das liegt notgedrungen außerhalb meiner Aufgabe. Auch die übrigen Vorstandsmitglieder, die oft jahrelang dem Vereine gedient haben, ein jeglicher und eine jegliche mit den Gaben, die sie empfangen, kann ich nur kurz erwähnen — und ihnen danken. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß sich junge, rührige Kaufleute eifrig im Propagandawesen betätigen.

Die ältesten Spieler

«Älteste» ist hier ein relativer Begriff; gemeint sind diejenigen, die dem Verein schon vor 1926 angehörten. Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum zwingt den Verfasser, diese Grenze zu ziehen. Er tut's freilich ungern; denn unter den seither

Eingetretenen ist manche tüchtige Kraft, die eine Erwähnung wohl verdient hätte!

Das Verzeichnis, in alphabetischer Reihenfolge aufgestellt, übergeht den einen und andern Darsteller, der nur kürzere Zeit oder nur in kleinsten Rollen bei uns tätig gewesen ist; dagegen führt es alle unsere Verstorbenen auf und erfüllt damit eine besondere Dankespflicht. Es will keine Ruhmeshalle sein, keine Parade von Stars. Es will aber an einer Reihe von Beispielen zeigen, was heute von guten Laienspielern erwartet werden darf und welcherlei Kräfte einer größern dramatischen Vereinigung zur Verfügung stehen müssen.

Die Namen der Stücke (bei der Erwähnung der wichtigsten Rollen) sind abgekürzt wie folgt: **A.** Ds Amtsrict vo Waschliwil. **Ae.** Der Aengelwirt. **BE.** Es Badricht im Aenggistei. **Chl.** Der Chlupf. **Chn.** Dür d'Chnüttlete. **Chr.** Der Chrützwäg. **D.** Ds Dorngrüt. **Fr.** Der Friedenspfarrer. **GF.** Die gfreufischt Frou. **Gl.** Der Glückshoger. **GG.** Geld und Geist. **Gn.** I der Gnepfi. **Hj.** Hansjoggeli der Erbvetter. **Hm.** Ds Hagmattjümpferli. **HP.** Häberlis Pudi. **HZ.** E hohle Zahnd. **IG.** I Gottsname. **Kn.** Knörri und Wunderli. **L.** Der Locataire. **LG.** Die latinischi Gsandtschaft. **LS.** Läbig Schueh. **MR.** Marie und Robert. **N.** Der Napolitaner. **Ndn.** Nume das nid. **P.** Probierzyt. **Rh.** Der Riedhof. **Schm.** Ds Schmockerlisi. **Schw.** Schwarmgeischt. **SS.** E schwäri Stund. **St.** D'Stocklichrankheit. **T.** Ds Testamänt. **Th.** Theater im Dorf. **Tr.** Im Tram. **U.** Unghüurig. **V.** Der Vatter. **VG.** Vor Gricht. **VS.** Vatter und Suh. **W.** D' Wätterfanne. **Wi.** Der Wittlig. **WS.** Der Weihnachtsstern. **WT.** Am Wahltag. **Z.** Ds Zeiche. **ZF.** Die zwöüti Frou.

Dr. phil. Walter Adrian. Vielseitiger, wandlungsfähiger, sicherer Spieler; glänzend in der Rolle des anfänglich recht grünen, dann aber zu jäher Tatkraft sich aufraffenden Hans Dummermuth (A.) und in derjenigen des moraltriefenden, öden Lehrers Engelmann (HP.)

Adolf Bähler, heute Regierungsstatthalter und Gerichtspräsident in Trachselwald. Ein Darsteller von geradezu genialer Vielseitigkeit; unser geistreichster Spieler. Gesteigerte Verkörperung des vom Dichter gezeichneten Charakters. Hinreißend in der Komik. Wußte sowohl der urchigen Derbheit des Jöggu (St.) als auch der weltmännischen Bonhomie des Kommandanten Schnetzler (Schm.) gerecht zu werden; war aber ebenso gut am Platze in der Rolle des Amtsschreibers Stähli (Ndn.) und des Pfarrers Traffellet (HZ.).

† **Edmund Bähler,** stud. med. Unser erster Toter; starb als Opfer der Berge 1919. Als Hermann Leuch (VS.) nach einiger Übung sympathisch bei ruhigem Wesen.

Emil Balmer, Bundesbeamter. Hat schon auf der Dörfli-
bühne mitgespielt und wirkte von Anfang an in unserem Spiel-
verein mit, zunächst in kleineren Rollen; bald aber erkannte man
seine hervorragende Eignung für jugendliche Liebhaberrollen:
Ruedi Eichenberger (P.), Fridu Gantenbein (Schm.), Bänz (Hj.),
Lehrer Aebersold (HZ.). Auch Charaktere wie Ueli Reist (Schw.)
und Peter (V.) — vom Schicksal gedrückte Kleinbauern — waren
bei ihm in guten Händen. Weittragende, sympathische Stimme,
sehr deutliche Aussprache.

Als feinfühligster Erzähler mit scharfer Beobachtungsgabe und
gesunder Lebensauffassung hatte er damals schon einen begeister-
ten Leserkreis. Bevor er sich entschloß, für die Bühne zu schrei-
ben, gab es für ihn schwerwiegende Bedenken zu überwinden;
aber schon sein Erstlingsstück, der «Glückshoger» (1930) ließ trotz
epischer Längen und Breiten den Dramatiker erkennen. Balmer
führt die Regie seiner Stücke selbst und arbeitet als begabter
Maler und Zeichner auch die Bühneneinrichtung aus. Er scheut
keine Mühe, damit alles echt und naturwahr werde. Er legt Stun-
den Weges zurück, um ein besonders schönes Bauernbrot aufzu-
treiben oder ein typisches Tenn abzuzeichnen . . . und wenn dieses
Tenn dann auf unserer Bühne entsteht, dürfen wirkliche Garben
nicht fehlen. Blumen und Früchte beschafft er immer persönlich in
ausgesuchter schönen Exemplaren.

Emil Balmer und Walter Brügger sind zudem diejenigen Mitglie-
der, die uns die größte Zahl tüchtiger, junger Kräfte zugeführt haben.

† Gotthilf A. Bäschlin, Buchhändler, hat seine einzige
Rolle: Stadtmissionar Schnäbele (Chl.) hinreißend gestaltet; es ge-
nügt zu sagen, daß er an einem Gastspiel in einer großen berni-
schen Ortschaft, wo man recht kritisch veranlagt ist, stürmischen
Beifall auf offener Szene erntete.

Die Figur des Schnäbele ist gelegentlich (lustig genug: nicht
etwa von kirchlicher Seite!) als Verulkung der Mission und der
Evangelisationsbewegung getadelt worden. Aus Bäschlins Spiel,
das ebenso maßvoll wie sicher war, konnte man eine solche Ver-
ulkung jedenfalls nicht herauslesen; es ist bezeichnend, daß er
sich dieser Rolle so liebevoll annahm — er, der aus positiv christ-
lichen Kreisen stammte!

Frl. Margrit Borle, stud. phil., spielte die Maria (WS.), für
welche sie in Erscheinung und Sprache einzigartig berufen war,
mit ergreifender Innigkeit und Natürlichkeit.

† Karl Böschenstein. In Gestalt und Gehaben wie geschaffen für subalterne Beamtenrollen: Substitut (A.), Schreiber (Chl.).

Walter Brügger, Versicherungsbeamter. Nach einer «Chlupf»-Aufführung hat ein Kritiker, der sehr hohe Ansprüche zu stellen pflegt, geschrieben: «Dieser Gylam ist kein Dilettant mehr!»



Statthalter Schreiber Schnäbele Landjäger Gylam

«Der Chlupf» (O. v. Greyerz), 2. Aufzug

Das Radiopublikum kennt Brügger unter dem Namen «Chrüttermannli» (St.) — aber seine reifste Kunst bietet er nicht etwa als Späßmacher und komischer Kauz ... sondern in der Gestaltung ernster Rollen. Sein Erbvetter (Hj.) ist so wahr und echt, als wäre Gotthelfs Vetter Kirchmeier leibhaftig auferstanden. Und dem Erbvetter ebenbürtig ist Brüggers Allerleier Dreier (Schw.). Meisterhaft weiß Brügger den durch Leid und Erfahrung gereiften frühern Luftibus zu verkörpern: Gylam alias Ländtichasper (Chl.), Madöri (N.), Vater (V.); auch stoische, geläuterte Philosophen im Kleide des kleinen Mannes: Brächt (LG.). Eine senkrechte Gestalt mit harmlosen menschlichen Schwächen ist sein Pfarrer Leuch (VS.). Brügger ist auch als origineller Improvisator geschätzt.

Rund vierzig Rollen hat unser Senior Brügger bei uns dargestellt; jede eine ganze, künstlerisch abgerundete Leistung.

Rudolf Dellsperger, Apotheker. «Sicheres, bedeutendes Spiel» — so hat ihn Dr. Zesiger schon in der ersten Spielzeit beurteilt. Seither hat Dellsperger drei besonders eigenartige Bauern-

charaktere, man kann wohl sagen, geschaffen: den ehrenfesten Gerichtssäß (Hj.), den steckköpfigen, aber ehrlichen Sami Baumgartner (P.) und, als größte und reifste Rolle, den geldhungrigen, zynischen Unhold Michel vom Dorngrüt (GG.). Die hochgewachsene Gestalt, die markige Stimme, die charaktervollen, scharfgeschnittenen Gesichtszüge verkörpern schon an sich den bäuerlichen Grundsatz: «Da düre geit's!» Tief verstanden als überzeugungstreuer Charakter — mocht's biegen oder brechen — war auch sein Friedenspfarrer Stark, eine edle, reife Leistung. Wie man mit scheinbar nebensächlichen Leistungen charakteristische Lichter aufsetzt, hat Dellsperger als Pfarrer Risold (N.) gezeigt: nämlich in der Art, wie er sich die Serviette um den Hals knotete. Ein Gegenstück zum schwerhörigen Herrn Tillier des Hans Frei, dessen Hörrohrmanöver schlechterdings zum Kugeln waren!

Rudolf Dellsperger hat durch sein kluges, gerechtes Urteil schon oft Schwierigkeiten des innern Vereinslebens beseitigt und verdient deswegen eine besondere Ehrenmeldung.

Hans Frei, eidg. Beamter. Ein Meister des verinnerlichten Spiels ohne jegliche Pose. Ganz groß da, wo er schlichte, kleine Leute darstellt wie Res (Hj.) oder Chläus (ZF.); auch da, wo seine Rolle einen Verzicht, ein Nachgeben, ein Opfer in sich trägt: Daniel Schnetzler (Schm.), Christian Freiburghaus (Rh.), Pfarrer Hürner (Ndn.). Seine klangvolle Stimme hat einen besonders weichen, sympathischen Anschlag.

C. A. Gaeng, Privatier, tatkräftiger Freund des Spielvereins in schwerer Zeit, wirkte in der vierten Serie der ersten Spielzeit als Regisseur, geschickter Vorleser und Darsteller des Vizegemeindeamanns (WT.).

Ernst Gerhardt, stud. rer. pol., gefiel besonders als munterer, frischer Godi (Chn.), als vertrocknetes Bureaugewächs Nötlinger (Chl.) und als treuherziger Naturbursche Uelchli (Schm.).

C. Robert Gerster, Kaufmann, Vizekonsul von Belgien, hat ebenfalls den Nötlinger gespielt, und zwar gut — und erntete dann verdiente Erfolge als Statthalter (P.) und als Major Kilchberger (N.).

† Ernst Goldenner, stud. med., spielte Knabenrollen, war besonders gut als lustiger Nestbutz Köbeli (P.).

† Hans Griessen spielte mit frischem Humor im «Tram», 2. Teil, den Zuckerbäcker-Laufburschen. Um 1927 in Südamerika gestorben.

Dr. W. Grütter, Versicherungsbeamter, debütierte als Engländer im «Tram», verkörperte dann glänzend eine servile, verknöcherte Schreiberseele (Chl.) und gestaltete den Juheschnyder (Ae.) eindrucksvoll. Er hat gelegentlich auch den Häiseli (Hj.) gespielt, der ihm trefflich lag.

Jost Häfliger, kantonaler Angestellter. Wie geschaffen für schlichte, aber sympathische Bauerngestalten mit einem Schuß Mutterwitz im Blut: Christi (GG.), Hänsi (Gl.), Gottfried (Th.). Mimt aber ebensogut lämmerrhaft sanfte Jünglinge wie Jonathan Rettenmund (A.) und würdige Amtspersonen ohne Zopf und Scheuklappen: Statthalter (Chl.), Notar (Rh.). In Rollen, die eine trockene, witzige Überlegenheit erfordern, schwerlich zu übertreffen.

Karl Herzig, Bundesbeamter, ebenso tüchtig in der Darstellung herzlicher, ehrlicher Gradane-Naturen: Uelchli (Schm.), Resli (GG.), wie in derjenigen prahlerisch-schwatzhafter Charakterlumpen: Viehhändler Häiseli (Hj.), Weinhändler Sessa (Ae.). Gewandter, origineller Improvisator mit Mutterwitz.

Frl. Rosa Herzig, Bureaulistin, unser Schmockerlisi III, außerordentlich talentiert als jugendliche, charaktervolle Liebhaberin: das energische, von einer Klatschbase zu grundloser Eifersucht aufgehetzte Rösi (Gl.); Leni, die kluge, lebenswürdige Schwester des Pfarrers Hürner (Ndn.); das schwergeprüfte, leidenschaftliche Annemareili (D.); das sich in der Stellung zwischen dem Geliebten und dem Vater sicher behauptende Roseli (P.); das durch Selbstüberwindung zugunsten der jüngern Schwester entsagende Liseli (SS.) — um nur einige ihrer zahlreichen, vorzüglich gespielten Rollen zu nennen. Ihre Schwester

Frl. Bertha Herzig, Bankangestellte, gestaltete (Gl.) die eben erwähnte Klatschbase, das Gäll-Madi, zu einer geradezu unheimlich wirksamen Figur. Spinnegiftige Intrigantinnen wie die Hublere (Th.) liegen ihr überhaupt gut, ebenso Mägde und Köchinnen, die keifen, chäderen und rääggen: Christine (Schm.) — und schließlich darf auch die Kellnerin (GG.) nicht fehlen: ein dienstbarer Geist, der nicht auf den Kopf gefallen ist und sowohl der schlampig-gwunderigen Wirtin als auch dem grausigen Strübbereich Kellerjoggi Zähne und Krallen weist.

Die «herzigen Schwestern», wie sie etwa genannt werden, haben als begabte, bodenständige Sängerinnen manches frohe Beisammensein verschönern helfen. Das Bild der theaterfreudigen Familie Herzig wäre nicht vollständig ohne den Hinweis darauf,

daß die 60jährige Mutter auf zwei Gastspielen — St. Gallen und Freiburg i. Br. — die Frau Schmocker mit köstlicher Komik wiedergegeben hat.

Frl. K l a r a H e r z o g, Bureaulistin. Eine Darstellerin von gewinnender Anmut und Natürlichkeit, verbunden mit sylphidenhafter Schlankheit und Schmiegsamkeit des Körpers; nicht zu überbieten in der Wiedergabe unschuldiger Mädchencharaktere: Bäbeli (Hj.), Marie (Th.), Marie (VS.), Therese Brödti (A.), Marie Achshalm (GF.). Alle diese Rollen sprach sie immer mit völliger Beherrschung des Textes. Dieses Lob gilt auch für ihre ältere Schwester

Frau E l l a H e r z o g. Sie ist unsere künstlerisch am besten durchgebildete Spielerin, mit liebreizender Stimme begabt. Ihr reifstes Können brachte sie dar als Stüdeli (Schw.), in jenen Szenen, da die Schatten des Irrsinns die unglückliche, junge Mutter umhüllen und da, wo sie ihren aus dem Grenzdienst heimgekehrten Mann wieder erkennt.

Prächtig war auch ihr Erleben der Titelrolle im Hagmattjümpferli — der schlichten Magd, die von ihrem Liebsten, dem Sohne und Erben des Hauses, ein Kind erwartet und — bei der Gschaui ihrer zukünftigen Meisterin aufwarten muß... Und wieder eine andere Rolle, wie eigens für Frau Herzog geschaffen, ist die Landvogtstochter Hortense (Ndn.).

Frl. E d i t h H e r z o g spielte als Backfisch die kleine Wildkatze Dadi (HP.).

Am 70. Geburtstag unseres Obmanns traten die drei Schwestern Herzog im «Weltverbesserer» auf. Die Gruppe der drei Mädchen in ihren englischen Kostümen der Directoirezeit und der stilvollen Bühnenausstattung bot wohl das schönste Bild, welches das Heimatschutztheater jemals gesehen hat.

W a l t e r S i m o n H u b e r, Lehrer, heute Musikdirektor in Basel. (Nur zwei Jahre lang Mitglied). Temperamentvoller Oberhasler, spielte feurig-leidenschaftlich die sehr schwierige Hauptrolle in «Marie und Robert», dann den König Herodes (WS.).

Frau E l s a H u r n i - A e g e r t e r. Ein goldblondes Bärnermeitschi, wie Meister Mürger sie etwa gemalt und gezeichnet hat, dazu eine begnadete Sängerin. Glänzende Wiedergabe frischer Naturkinder: Rösi (Chl.), Annemareili (GG.), Roseli (Th.), Bethli (W.).

Frl. M a r g a J ä g g i. Durch ihre Erscheinung sympathisch wirkende Darstellerin ruhiger, junger Mädchencharaktere: Emelie (Kn.), Marie (VS.), Marthi (HZ.). Andererseits aber auch eindruckliche Wiedergabe intrigierender Klatschbasen: Züse (Hj.), Eiergrit (St.).

Frau G e r t r u d J a u c h - G a s c h e n. Unsere Frau Schmocker Nummer 2, währschaft und bodenständig; prächtige Realistik als Wirtin (GG., Chl., LG., Gn.) und als Bäuerin: Mädi (St.), Dorngrütterin (D.). Die originelle, begabte Charakterspielerin versteht aber auch noch andere Töne anzuschlagen. So als blasiert-noble Frau Doktor (Th.) und als Haushälterin Marei (ZF.). In letzterer Rolle hat sie wahre Triumphe gefeiert. Die Vielseitigkeit ihres Talentes bewies sie zum Erstaunen mancher Zuschauer in der Rolle der zart- und tiefühlenden Frau des Friedenspfarrers.

Frau M a r g a r e t e K e h r l i - G ü d e l war vortrefflich als Haushälterin Marei (NP.), als Frau Bärtschi (Wi.) und in der Rolle der Mutter im «Schatte».

A l f r e d K i e n e r, Kaufmann, vorzüglicher Darsteller des selbstbewußten Längacher-Sami (P.); hat auch einen sehr realistischen Häiseli (Hj.) auf die Bühne gestellt.

A l f r e d K r e b s, Kaufmann. Eine Hünengestalt mit stoischer Ruhe und selbstverständlicher Würde; spielte den Burgvogt, später den Herodes (WS.), sowie den Metzger und den freisinnigen Bürger (Tr.); gefiel auch sehr gut in der Rolle des Vaters (Chn.).

G o t t l i e b L a n d o l f, Sek.-Lehrer; realistische, sympathische Wiedergabe von Knechterrollen: Üel (U.) und Ruel (Schw.) — ebenso quicklebendig als gemütswarm; verließ uns dann aber, als er in die Redaktion des «Bund» eintrat. Er ist uns wohlgesinnt geblieben. Seine Besprechungen zeugen von scharfem Blick und bodenständiger Auffassung. Wir verdanken ihm manchen nützlichen Wink.

Frl. N a d i n e L a n g. Melodiöse Stimme, große, anmutige Natürlichkeit mit einem angenehmen welschen Einschlag. Gefreutes Spiel als Helene v. Herport (N.) und als Amelie Tschiffeli (BE.).

H e d w i g B. L a n z, Sekundarlehrerin, eine unserer besten Charakterspielerinnen, geeignet für alle Rollen von der Gesellschaftsdame bis zur Bäuerin; stellt die Schwächen der reiferen Frau in allen Schattierungen und Erscheinungsformen ausgezeichnet dar. Langjähriges Mitglied des Vorstandes und der Jury, hierzu besonders befähigt durch ihr selbständiges Urteil und ihren Scharfblick.

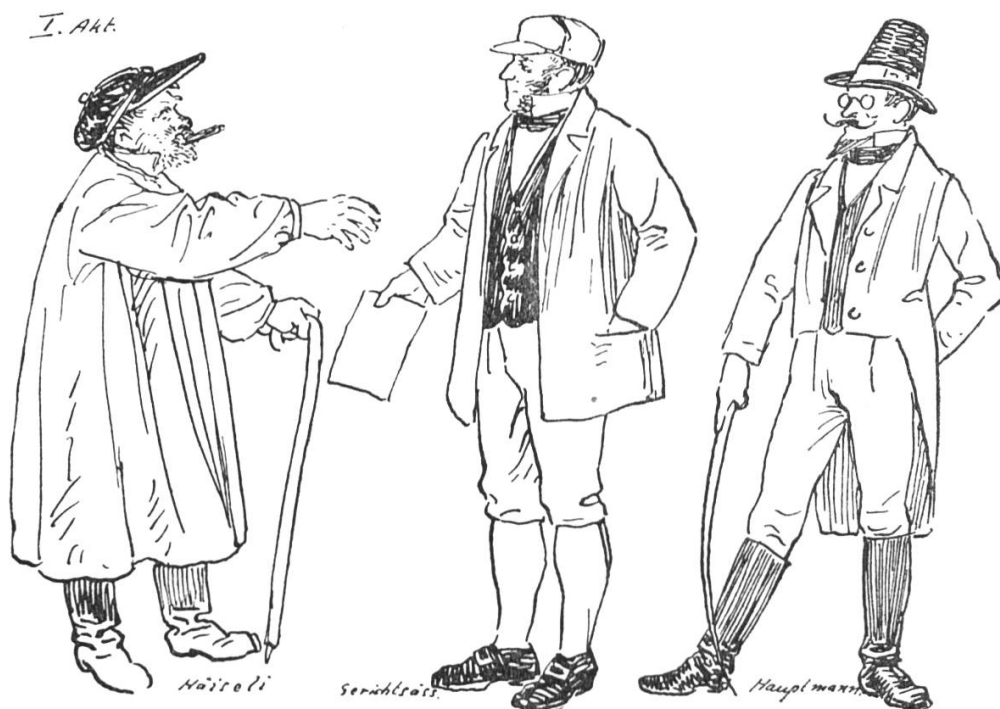
Erstklassig in Rollen wie: Frau Schnetzler (Schm.), Rößliwirtin (Chl.), Tante Haudenschild (Chn.), Mäde (Hj.), Bäsi (T.), Frau Alt-Statthalter (IG.). Diesen je nachdem räßen, resoluten, bissigen, chäärigen, intriganten, gäxnasigen, eingebildeten Charakteren gegenüber stehen Leistungen wie Johanna, Gattin Adrians von Buben-berg und Frau Präsident (VG.), die ihrem zwischen gesundem Menschenverstand und Paragraphen schwankenden Gatten den richtigen Weg aus dem verzwickten Dilemma weist.

Frau I d a L a p p - D ü r s t e l e r. Emmy (HZ.): «sehr gut, hüpf, waschlet und chnautscht Äpfel trotz einem Schulmeitschi» — so die Kritik unserer Spieler-Registratur über ihr erstes Auftreten.

Für Anfängerinnen möchte es ein lehrreich Beispiel sein, Frau Lapp zuzuschauen, wie sie als Mädeli (N.) die zerrissene rote Fahne flickt. Kein Wort — und dennoch ein in jeder Faser sprechendes Spiel!

In ernsteren Rollen wie denjenigen der Wirtin (W.) und des Anke-Stini (VG.) bewies Frau Lapp durch taktvolles Maßhalten den Hauptwert ihrer Kunst. Taktvoll ist sie auch in der komischsten Rolle, und sie hat deren manche dargestellt: die einfältige Beth (P.), die Schleicherin Züse (Hj.), die geschwätzige Eiergrit (St.), den beleidigten Küchendrachen Christine (Schm.) — und, als besondere Glanzstücke: das liebend keifende und keifend liebende alte Mädchen Lisabeth (LS.) und die dem Kognak verfallene, heiratswütige Babette Suter (T.)

W a l t e r L a p p, Kaufmann (Nähmaschinen, Fahrräder). Unser umsichtiger, findig-wendiger Requisiteur ist zugleich derjenige Spieler, der wohl die meisten Rollen aufweist. Eine offene, ehrliche Natur ohne jede Ziererei, weiß er Charakterrollen nach dem Stichwort: eigensinnig und derb, aber gerade, zu verkörpern: Jöggu (St.), nochmals Jöggu (W.), Adolf Herren (Rh.) — überhaupt Bauerngestalten; sie stehen ihm schon rein äußerlich gut, vom Dorngrütter (D.) bis zu dessen Gegenpol, dem Liebewil-Christen (GG.). Haben wir einen ausgemachten Waschli und Laffer zu besetzen, wie etwa den «Velo-Inschiniör» Zedi (Ae.), — Walter Lapp ist der Mann dazu; er mimt ebenso gut, notabene züritütsch, den gewesten, liebenswürdigen Hansobenimdorf Gnädinger (Th.). Sehr schwer ist es, einen Dummen richtig zu spielen; Lapp bringt auch das glänzend fertig: als Tambour Schmocker (Schm.) weiß kaum einer wie er so herrlich blöd verständnislos zu grinsen und den Zigarren-Abbiß so geschickt-plump wegzuspuk-



«Hansjoggeli der Erbvetter»

ken ... Und dann sein Rößliwirt im Chlupf! Wieder etwas Einzigartiges, vom scheuen Sichducken vor seiner Frau und dem frechen Useheusche dem Chasper gegenüber bis zum weinseligen Gluggsi und dem treuherzig vorgetragenen «Weg mit den Brillen und Sorgen!» Im «Testamänt», dem grotesken ostschweizerischen Gegenstück zum «Hansjoggeli», war Lapp der gegebene Mann dazu, die gierige Vetter- und Basenschaft als vermeintlicher Erbvetter an der Nase herumzuführen — und um ihm völlig gerecht zu werden, sei noch erwähnt, daß der alte Knecht Liebi (SS.), ein guter Schlufi und Philosoph, bei ihm in besten Händen war.

Einen Betrunkenen spielen kann man nur in nüchternem Zustand. Das wissen und glauben noch viele Dilettanten nicht; auch in unsern Reihen hat es anfänglich mitunter Spieler gegeben, die glaubten, im Interesse der Realistik etwas nach- oder besser: vorhelfen zu müssen. Wie man's richtig macht, hat Lapp als Chrischte (N.) und Rößliwirt glänzend demonstriert, ohne jegliches Chargieren. Er hat dieses billige Hilfsmittel wirklich nicht nötig. Auch da nicht, wo es Dilettanten als selbstverständlich betrachten, in der Darstellung eingebildeter Amtspersonen: Landjäger (VG.), Großratskandidat Hauptmann Schläuer (Hj.)

† Emil Maurer, eine imposante Gestalt, eindrucksvoll als Wirt im «Zeiche» und als Förster Grünigen (Chl.)

Frl. Hedwig Messerli. Ansprechende jugendliche Liebhaberin mit schlichtem Spiel: Emelie (Kn.), Marie (VS.).

Franz Moser, Direktor, erfüllte die schwierige, etwas undankbare Rolle des Flückiger Peter (Chr.) mit großem Miterleben. Mehrmals hat er Tierärzte dargestellt; angenehme Erscheinung, natürliches Spiel, realistische Auffassung.

Max Muggli, stud. jur., Arzt- und Tierarztrollen (St., P.); sehr natürlich als Hermann Leuch (VS.); prächtiger Zürihegel als Jules Wunderli.

Rudolf Mühlemann, Instruktor. Frohmütiger Spieler, dem namentlich der muntere, lustige Kari (LS.) vorzüglich lag.

Frl. Hedwig Mürger, Tochter unseres verdienten Kunstberaters, war während sechs Jahren ein gefreutes Rösi (Chl.)

Charles Perret. Beweglicher Darsteller des dekadenten, geschraubten Literaten Oelmann (L.).

Frau Elisabeth Ramser-Hostettler. Das Bühnendebut — so nennt man's ja wohl — dieser talentierten Spielerin war die sehr heikle Rolle der in religiösem Wahne befangenen Elise Reist (Schw.).

Starrsinn, Unnachgiebigkeit, Verbohrtheit zu verkörpern, mag vielleicht nicht allzu schwer sein; die Umkehr, das Einlenken echt wiederzugeben, ist etwas anderes; das muß abgerungen sein, kein bloßes Umklappen. Frau Ramser hat dieses «zum Chehrumtürli cho» nicht nur im «Schwarmgeischt», sondern auch als Rämimüeti (Th.) und als Mutter Neuenschwander (Hm.) sehr glaubhaft gestaltet. Für weibliche Zwänggrinde ist diese Spielerin unerreicht. Aber ihr Können ist damit nicht erschöpft. Sie kann der Rechthaberei eine tüchtige Dosis Gwundernasigkeit und Plauder seligkeit beimischen — Gotte (Gl.) — kann mütterlich lind sein — Marianni (W.) — und findet als den nahen Heimgang ahnende Großmutter (Rh.) Züge, die wehmütig ans Herz greifen.

Frau Berta Reichmuth-Dreyer. Wie Frl. Lanz kann sie die redegewandte Dame und die, auf ihre Art auch beredte, Bäuerin spielen. Die Bärenwirtin (Hj.) war ihre erste größere Rolle, nachdem sie als Trudi (HZ.) ein liebenswürdiges, gegen den Geliebten zutrauliches, gegen den Vater zärtliches Mädchen dargestellt hatte. Dann übernahm sie die Frau Kommandant Schnetzler (Schm.) — sie hat sie beibehalten — und erreichte eine geradezu

seltene Feinheit und Reife des Spiels als Änneli, die Liebewil-Mutter (GG.). Der sehr schwere letzte Akt dieses Gotthelf-Gfellerstücks (das Sterben der Mutter) wird unter dem überwältigenden Eindruck ihrer Darstellungskunst zu einer ergreifenden Predigt im besten Sinne des Wortes.

In jüngster Zeit (1936) hat Frau Reichmuth in der Titelrolle der «Zwöüte Frou» von E. Balmer neuerdings eine unvergeßliche Leistung geboten. Vom ideal gesinnten, aber weltfremden Gatten ungenügend unterstützt, von einer haßverkrampften Stieftochter und einer zum Chlöpfen frechen jungen Magd aufs Blut gequält, wahrt die zweite Frau ihre Würde und ihren Edelsinn in jeder Lage, bis der Mann erkennt, was er an ihr hat, und bis auch die Stieftöchter den Weg zu ihrem Herzen finden.

Alfred Riser, Adjunkt der Schweiz. Volksbibliothek, schwer zu übertreffen als komischer Alter: Hammi (Rh.), Briefträger (ZF.), Käsehändler Bärtschi (BE.).

Frau Gertrud Scheidegger-Jäggi. Gut memorierende, sichere Spielerin; vortreffliche Verkörperung der gemütsruhigen, aber zielbewußten Frau Rosalie (Kn.)

Walter Scheidegger, Drogist. Aus seinem Heimatstädtchen Huttwil hat er — neben gewissen Dialekteigentümlichkeiten, die ihm famos liegen — die unteremmentalische, trockene Bonhomie mitgebracht; und etwas davon findet sich in jeder seiner drei Glanzrollen. Da ist einmal Landjäger Lusser (Chl.). So etwas von Bierbäuchigkeit, schnopsender Unzulänglichkeit und überempfindlichem Amtsgefühl gibt es nur einmal. Es lohnt sich schon allein, zuzusehen, wie Lusser dem die rote Nase blankreibenden Gylam zuschaut...

Dann alt-Ohmgeldeinzieher Knörri. Dr. Zesiger hat dazu geschrieben: «Absolut souveräne Beherrschung der Rolle, ausgeprägte Auffassung als alter Suurnibel, in Ton und Maske vortrefflich.» Und dann der philosophierende, reimeschmiedende Schuster Fröhlich (LS.)), dieser gutmütige Polterer!

Frau Seminardirektor Schneider (seit 1920 im Ausland). «Adie, Schmockere!» steht auf ihrer Spielerkarte von der Hand eines Vereinschronisten vermerkt. Für die Rolle der resoluten, handfesten, rundlichen Bäuerin war sie wie geschaffen. Überhaupt Bäuerinnen! So etwa Frau Wetterwald (Li.) und Mädi (St.). Als Hopfenstüblwirtin (VS.) war sie geradezu hinreißend, namentlich in ihren Duetten mit dem alten Pfarrer Leuch (W. Brügger). So

erinnerungsselig, mit einem Stich Heimweh, sangen die beiden prächtigen Spieler die lieben alten Lieder — und so wundervoll falsch — aber just nur um soviel «daneben», daß es, paradox genug, ein Ohrenschmaus war!

Frau **L u i s e S c h o r i - R o t h**. Durch ihre Urwüchsigkeit in Erscheinung und Sprache und ihr echt volkstümliches Spiel erwirbt sie sich im Handkehrum die Sympathie des Publikums, ob sie nun ein lebensfrohes junges Mädchen darstelle: Mini (Chn.), Eisi (U.) — oder eine jene mütterlichen Wirtinnen, an denen das Bernerland gottseidank reich ist (Th.) — oder ein dragonerhaftes altes Hausmöbel (IG.) — oder eine Waschfrau, realistisch bis änen use (VG.).

† Frl. **M a r i e S c h w e i g h a u s e r**, Telegraphistin (am 7. Aug. 1919 beim Baden in der Aare vom Herzschlag getroffen). Sie verstand es, eine Rolle durch und durch zu erleben. Unvergeßlich bleibt sie als Marie (MR.) und als Bäbeli (Hj.). Sie war eines derjenigen Mitglieder, die im Verein eine heimelige, trauliche Atmosphäre zu schaffen wußten, eine liebe, unvergeßliche Freundin.

Frau **B e a t r i x v. S t e i g e r - v. M ü l i n e n**. In der guten Tradition des bernischen Patriziates liegt etwas vom unvergänglichen Zauber des Rokoko, von herzerwärmender Poesie, wie sie die Gestalten der greisen Frau Antoinette v. Lentulus (N.) und der ebenfalls hochbetagten Frau Albertine v. Graviseth (L.) umweben. Zwei Rollen, die Frau v. Steiger mit sicherer Überlegenheit gestaltet — woran liegt es? Nicht nur an der bis ins Kleinste echten Sprache und Geste, nicht nur an der ebenso echten Kostümierung (alte, ehrwürdige Familienstücke) — es ist eben jener feine Zauber aus den Tagen Alt-Berns... Ebenso gut gelingt dieser Spielerin die alles in ihrem Kreise regierende oder doch regieren wollende Frau Dittlinger (GF.). Das geistige Durchdringen der Rolle und das sichere Maß im Spiel machen Frau v. Steiger besonders geeignet für die Mitwirkung in der Jury.

Frau **A n n a S t e r c h i - B e r g e r** verkörperte eindrucksvoll die Frau zwischen zwei Männern, dem Jugendgeliebten und dem brutalen, seelisch verkümmerten Gatten (Chr.); hat sich verschiedener Mütterrollen und der rauhbauzigen Mäde (Hj.) mit schönem Erfolge angenommen.

Dr. **E d u a r d S t e t t l e r**, Arzt. Auf der Bühne ist er der lebenswürdig schalkhafte Bonvivant, wie er im Buche steht; er verfügt zudem über eine unfehlbare Bühnensicherheit; Qualitäten, die

ihn wie wenig andere befähigen für Rollen wie den Kommandanten Schnetzler (Schm.), den General Herport (N.), den nicht unsympathisch verbauerten Junker Achshalm (GF.) und den weltmännischen Regimentspfarrer (Fr.).

Albert Stucki. Unser erster Chlupf-Wirt: gewandte Wiedergabe dieses aus einem Pantoffelhelden und einem Filou gemischten Prachtsexemplars von Männlichkeit.

† **Frl. Johanna Stucki**, Lehrerin, begann ihre Tätigkeit als sehr fleißige Spielerin in kleinen Rollen, wurde aber bald als ausnehmend talentiert erkannt — es geriet ihr alles sozusagen mühelos — und gestaltete schon am Ende der ersten Spielzeit das Liseli (Z.) zu einer durchaus künstlerischen Leistung ersten Ranges, wozu ihre prächtig differenziert-bewegliche Stimme und saubere Artikulation viel beitrug. Jede neue Rolle wurde ein vollkommenes Ganzes: Rößliwirtin (Chl.), Gotte (VS.), Mädi (St.) — «gar grusam schröckelig läbeswahr», hat Balmer dazu vermerkt; Frau Pfarrer Traffelet (HZ.), Frau Kommandant (Schm.). Im tragisch-düsteren «Chrützwäg» brachte sie die Seelenkämpfe Mädis oft zu ergreifendem Ausdruck. Sie war in ihrer besten Zeit unstreitig unsere hervorragendste Spielerin. Aber da warf qualvolles Siechtum sie aufs Krankenlager... In Agra, drunten im sonnigen Tessin, wo sie Heilung gesucht hatte, ist sie im März 1920 still entschlafen. Ihre freundlichen, warmen Dankesworte waren ihr letztes Lebenszeichen an ihre lieben Spielkameraden.

Dr. phil. Hans Tribolet, Gymnasiallehrer, jetzt Programmleiter bei Radio Bern, verkörpert wohlwollende, liebwerte Vertreter der akademischen Stände, wozu er sich dank seines würdevoll-gesatzlichen und herzwarmen Wesens wegen besonders eignet: Pfarrer (Z., Rh.) und Ärzte (Hj., GG., St.). Durch angeborene Autorität bei lebenswürdigen Formen geeignet für die Regie; hat denn auch in zahlreichen Aufführungen als Regisseur geamtet. Er ist zudem der Spielleiter unserer Radio-Aufführungen.

Frl. Cécile Ungerer, Bureauistin, hat namentlich zwei sehr verschiedene Rollen lebensecht und eindrucksvoll verkörpert: das eingebildefte, dabei naive Tüpfli Babette (Schm.) und die see-lisch verprügelte, geknickte Dorngrütbäuerin Stini (GG.). Eine glänzende Probe ihres «flux de bouche» gab sie in der unausstehlichen Tante Luggi (ZF.).

Rudolf Walthard spielte u. a. einen gesetzten Statthalter (P.) und einen philosophisch-klugen Doktor (St.).

Jakob Louis Walthert hatte zwar vorwiegend kleine Rollen inne, verdient aber als fleißiger, zuverlässiger Gehilfe des Requisiteurs eine Ehrenmeldung.

Dr. Oskar Weibel, Redaktor, Thun, hat ebenfalls einige Zeit als Leiter der Hörspiele gewirkt. Auf der Bühne hat er sich in früheren Jahren, vor seinem Wegzug, als Sachwalter Rosselet (N.), als Wunderli (Kn.) und als erzlangweiliger Lehrer Lyniger (Chl.) bewährt. Eine famose Leistung war auch der dubiose Bonvivant und Schnörrewagner Josias Schmutz (A.).

Ernst Widmer, stud. theol., nunmehr Pfarrer in Alexandrien, wo er das Heimatschutztheater im Schweizerverein weiter pflegt (Chlupf-Aufführungen). Humorbegabter, sehr sicherer Spieler, herzensgut und fein als Daniel Schnetzler (Schm.), draufgängerisch als Gaston (N.).

Max Wilhelmi, Kaufmann, heute Kasinoverwalter, spielte mit guter Charakteristik den Statthalter (Chl.); seine Gattin

Frau Helene Wilhelmi-Zesiger erfreute im nämlichen Stück als schmales, rahnes Schulmädchen Lisebethli.

† Dr. Alfred Zesiger, Historiker. Ein Feuergeist — aber eine zwiespältige Natur. Unheimlicher Arbeitseifer, der da erst recht emporbrandete, wo die Schwierigkeiten unüberwindlich zu werden schienen. Davon zeugen seine Tätigkeit als Requisiteur und historischer Berater und das von ihm auf breiter Basis, mit Sachkenntnis und praktischem Sinne angelegte Archiv samt Chronik. Sein Spiel: jovial, weltmännisch, überlegen-sicher. Denn er hatte ein feines Gefühl für den guten Ton und eine zwanglose, einnehmende Liebenswürdigkeit. Aber im Handkehrum — und zwar öfter als es vielleicht ihm selber recht war — konnte er rücksichtslos und sackgrob werden, wenn er auf Meinungsverschiedenheiten traf. Da konnte er das Bündel vor die Türe werfen in einer Art und Weise, die auch seine besten Freunde vor den Kopf stieß. Wie er es im Leben nie lange in einer Stellung aushielt, wo er sich irgendwie gebunden sah — so brach er auch die Beziehungen zum Heimatschutztheater schon nach der ersten Spielzeit ab.

Zesiger, der von Unrast Gehetzte, ist nun dahingegangen — in der Stille, fern seiner geliebten bernischen Heimat. Was er für uns geschafft und gestritten, soll unvergessen bleiben.

Der Gfeller-Rindlisbacher-Wettbewerb

Mit dem Hause J. Gfeller-Rindlisbacher AG. am Bärenplatz verbindet uns seit Jahren schon eine treue Freundschaft, bei der wir — gern sei es gesagt — der empfangende Teil sind.

In den ersten Jahren unseres Vereinsdaseins war es eine rechte Plage mit den Sitzungslokalen. Der Vorstand trat bald hier, bald dort zusammen; oft genug fand man einen bestellten Raum besetzt vor, und es hieß auf die Suche gehen . . . Dasselbe Elend war es fast immer mit den Lese- und ersten Spielproben.

Für die Vorstandssitzungen stellte uns dann mehrere Jahre lang unser Kassier, Notar Geymayr, sein Bureau zur Verfügung. Heute indessen kommen der Vorstand, der Verein als Ganzes, die Spielgruppen der einzelnen Stücke — seit zehn Jahren schon — in Gfeller-Rindlisbachers «Burestube» zusammen. Dort ist unser Heim, anmächlich geschmückt mit allerhand Erzeugnissen bernischer Volkskunst und mit ausgewählten Bühnenaufnahmen. Im Vorraum befindet sich unser Archiv, das Emil Balmer, unter Mithilfe von Frl. H. B. Lanz, vor kurzem übersichtlich und gefällig neu geordnet hat. Und das schöne Heim steht uns zu beliebiger Benützung ohne jegliches Entgelt zur Verfügung!

Aber das Haus Gfeller-Rindlisbacher hat für unser Werk noch mehr getan. Durch ein hochherziges Geschenk hat es uns anfangs des Jahres 1935 in die Lage versetzt, zur Erlangung guter neuer Theaterstücke einen alljährlichen literarischen Wettbewerb zu eröffnen. Der J. Gfeller-Rindlisbacher-Preis ist erstmals im Herbst 1935 zur Verteilung gekommen. Die Bedingungen sind folgende:

1. Gewünscht wird ein mundartliches Theaterstück von einem oder mehreren Aufzügen, das sich zur Aufführung für das Berner Heimatschutztheater eignet. Der Stoff kann entweder der Gegenwart, der Geschichte oder Sage entnommen oder völlig frei erfunden, heiteren oder ernsten Charakters sein. Bevorzugt werden Stücke mit neuer, aus dem Gegenwartsleben geschöpfter Problemstellung. Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß gewisse Stoffe des bäuerlichen Lebens abgespielt und verbraucht sind, während das groß- und kleinstädtische Leben mit all seinen sozialen Gegensätzen für die Mundartbühne noch kaum verwertet worden ist.

2. Das Manuskript ist, wenn möglich in drei Doppelten, in Maschinenschrift und einseitig geschrieben, ohne den Namen des Ver-

fassers innerhalb der angesetzten Frist einzusenden an das Berner Heimatschutztheater (Obmann). Die Sendung muß mit einem Motto oder Kennwort versehen sein, das auch auf einem beizulegenden geschlossenen Briefumschlag steht, darin Name und Anschrift des Verfassers angegeben sind.

3. Das Preisgericht, bestehend aus drei Mitgliedern des Heimatschutztheaters und einem Vertreter des Hauses J. Gfeller-Rindlisbacher AG., fällt seinen Spruch, ohne Kenntnis der Verfasser-namen, vor Beginn der Winterspielzeit.

4. Die Preissumme von Fr. 500 kann entweder ungeteilt als erster Preis für ein größeres, wertvolles Stück oder in zwei Teilen (Fr. 300 und 200 oder Fr. 250 und 250) für kleinere Stücke verwendet werden. Wenn irgend möglich, wird die ganze Preissumme ihrer Bestimmung gemäß verwendet. Die Preise werden sofort ausbezahlt und die Beschlüsse des Preisgerichts in den bernischen Blättern veröffentlicht. Das Urteil des Preisgerichts ist endgültig.

5. Das Berner Heimatschutztheater verpflichtet sich, das oder die preisgekrönten Stücke in dem auf die Preisverteilung folgenden Winter auf dem «Schänzli» aufzuführen, beansprucht aber das Recht auf die Uraufführung. Der Verfasser behält im übrigen seine Autorrechte und bezieht den üblichen Gewinnanteil von jeder Aufführung (8 Prozent der Einnahmen für ein abendfüllendes Stück).

6. Das Berner Heimatschutztheater empfiehlt die von ihm preisgekrönten Stücke zur Aufnahme in der bei A. Francke AG., Bern, erscheinenden Sammlung «Berner Heimatschutz-theater».

Gleich beim ersten Male fand der Wettbewerb eine erfreuliche Beteiligung. Es liefen 24 Arbeiten ein. Das Preisgericht sprach folgenden Stücken die drei ausgesetzten Preise zu:

1. «I Gottsname!» Es heiters Spiel uf dunklem Grund (in 3 Aufzügen). Von R. H. Balmer, Lehrer in Aeschi b. Spiez.

2. «Der Friedenspfarrer», Schauspiel in 5 Akten über ein Problem der Gegenwart. Von Dr. W. Jucker, Wabern bei Bern.

3. «Die zwöüfi Frou», Mundartstück in 3 Aufzügen. Von Emil Balmer, Bern.

Drei weitere Stücke konnten mit Ehrenmeldungen (ohne Preis) bedacht werden; fernere zwei erwähnte das Preisgericht in seiner Mitteilung an die Presse wegen vorzüglicher Eigenschaften.

Die drei preisgekrönten Stücke sind vertragsgemäß von uns im Winter 1935/36 aufgeführt worden. Jedes hat in seiner Art Spieler und Hörer befriedigt, auch das zweite, sehr ernst gestimmte Stück.

*

Der Wettbewerb von 1936, Mitte Juli abgeschlossen, brachte eine noch stärkere Beteiligung: 29 Stücke liefen ein. Auch dem Werte nach übertraf die Beteiligung die vorjährige. So entschloß sich denn das Preisgericht, fünf Stücke mit je Fr. 200 auszuzeichnen. Um dies zu ermöglichen, mußten im Einverständnis mit den Preisstiftern die für die Jahre 1936 und 1937 bestimmten Preissummen zusammengelegt werden, was zur Folge hat, daß nächstes Jahr kein Wettbewerb stattfindet. Die preisgekrönten Stücke sind, in alphabetischer Reihenfolge der Verfasseramen, folgende:

1. «Im Rokhall». Berner Lustspiel aus der Übergangszeit in vier Akten. Von Emil Andres, Nidau.

2. «D' Lindauere». Berndeutsches Spiel in 5 Akten aus der Zeit um 1700. Von Frau Elisabeth Baumgartner, Trubschachen.

3. «Drusbrönner». Es wiehnachtlechs Spiel us der Gägewart i 3 Akte. Von Frl. Therese Grütter, Thun.

4. «Verchehrti Wält». Berndeutsches Schauspiel in 4 Akten. Von Werner Juker, Wabern b. Bern.

5. «E Masgeballbekanntschaft». Berndeutsches Schauspiel in 4 Aufzügen. Von Frau Rösy Schürch-Nil, Bern.

Dazu kommen drei Ehrenmeldungen und fünf Erwähnungen wegen guter Eigenschaften.

Wo stehen wir heute?

Das Wort «Heimatschutztheater» ist vom Eigennamen zum Gattungsbegriff geworden. Das kann uns recht sein, weil es beweist, daß der Name volkstümlich geworden ist. Andererseits ist es uns wieder nicht recht, weil die Verallgemeinerung den Namen sozusagen ausgehöhlt hat. Dialektstücke spielen, heißt an sich allein noch nicht: dem Heimatschutz dienen.

Das Publikum erwartet, in Bern wie anderswo, vom Mundartspiel vor allem heitere Unterhaltung; es weicht den ernsten Problemstücken gerne aus. Doch sind wir nun heute so weit, daß wir auch ein tieferntes Stück dreimal geben können und auf einen Kern von treuen Besuchern rechnen dürfen.

Unser Weg dahin, wo wir heute stehen, war keineswegs ein mühe- und sorgenloses Spazieren. Das ist dem geneigten Leser sicher eindrücklich geworden.... Ich kann aber meine Darstellung der Vereinsgeschichte nicht abschließen, ohne einiger Erscheinungen zu gedenken, die charakteristisch zeigen, welche innern Gefahren einer Vereinigung wie der unsern erwachsen können.

Eine schwere Probe aufs Exempel war die «Angelegenheit Dr. Chnutti». Ein stadtbernischer Arzt ließ 1934 ein Soldatenlustspiel «Der Sumbärghausi» aufführen, dessen Reinertrag Zwecken der Soldatenfürsorge zugute kam. Einige unserer Mitglieder wirkten dabei mit; obschon deren doppelte Inanspruchnahme für unsern Spielbetrieb einige Schwierigkeiten schuf, ließen wir's angesichts der Umstände hingehen. Im folgenden Jahre schrieb der erwähnte Arzt ein neues Lustspiel «Bim Dokter Chnutti», mit der nämlichen Zweckbestimmung. Mehrere unserer Mitglieder wurden privat um Mitwirkung ersucht; die meisten davon sagten zu. Leider ohne vorherige Verständigung mit unserm Vorstand wurden aber die Aufführungen — auf der Schänzlibühne — auf Anfang Winter angesetzt, sodaß unsere Pläne durchkreuzt wurden. Der Vorstand, der sich vor eine unbeliebige fertige Tatsache gestellt sah, schritt sogleich energisch ein, indem er verlangte, daß die beteiligten Mitglieder sich für den Verein zu entscheiden (und damit vom Mitspielen bei den Chnutti-Aufführungen zurückzutreten) oder aber die Konsequenzen zu ziehen hätten.

Es folgten lebhaft bewegte Tage und Wochen... Durch ein von gutem Willen getragenes, gegenseitiges Aussprechen wurde freilich manches anfängliche Mißverständnis rasch behoben. Namentlich erwies sich der Verfasser des «Dr. Chnutti» als durchaus wohlgesinnt, taktvoll und entgegenkommend. Man fand Grundlagen, auf denen eine Beteiligung von Heimatschutz-Mitgliedern bei den Chnutti-Spielen möglich wurde, ohne unsere eigene Tätigkeit ernstlich zu beeinträchtigen. Leider lief die beinahe beigelegte Angelegenheit in scharfe, interne Auseinandersetzungen aus... Die selbstlosesten Bemühungen des Obmanns, eines R. Dellsperger, einer Frl. Klara Herzog und anderer Mitglieder konnten es nicht hindern, daß 9 Spieler und Spielerinnen den Austritt erklärten, darunter solche, die zu unsern besten Darstellern gehört hatten. Mit allen denen, die guten Willens sind, hegt aber der Schreibende die Hoffnung, daß wir uns wieder zusammenfinden

werden. Darum nennt er die Namen derjenigen, die sich von uns trennen zu müssen glaubten, nicht.

An Anziehungskraft hat der Verein durch diese unliebsamen Vorfälle freilich nichts eingebüßt. Zahlreiche junge, spielfreudige Kräfte wurden neu aufgenommen oder sind zur Zeit Kandidaten. Mit ungebrochener Kraft, zielbewußt wie nur jemals, ist das Heimatschutztheater, wenn auch um einige vorzügliche Spieler ärmer, aus den Stürmen jener Tage hervorgegangen. Im Winter 1935/36 haben wir die drei preisgekrönten Stücke aus unserem Wettbewerb nebst einem weitem neuen Spiel auf die Bühne gebracht und mehrere Gastspiele in- und außerhalb Berns durchgeführt.

Nötig ist es freilich geworden, für die dramatische Betätigung unserer Mitglieder außerhalb des Vereins verbindliche Richtlinien aufzustellen. Danach sind Mitglieder, die bei dramatischen Aufführungen einschließlich Film (das ist nämlich schon vorgekommen!) und Radio mitzuwirken wünschen, verpflichtet, dem Vorstand hievon Kenntnis zu geben. Dieser kann die Teilnahme verbieten, wenn das Vereinsinteresse es erfordert. Sonst aber kommt er den Wünschen der Betroffenen möglichst entgegen. Er entscheidet auch über die Art der Ankündigung, soweit es den Namen unseres Vereins betrifft. Wer seinen Weisungen zuwiderhandelt, den kann er ausschließen.

Mit Radio Bern besteht eine Vereinbarung, wonach der Regisseur der Hörspiele unserm Vorstand, zur Vermeidung von Kollisionen, mindestens einen Monat zum voraus die vorgesehenen Spiele und die Namen der Mitwirkenden aus unsern Reihen mitteilt.

Die Radio-Hörspiele des bernischen Heimatschutztheaters haben unsern Namen, unsere Ziele, unsere Tätigkeit weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt gemacht und uns — überhaupt dem guten Mundarttheater — viele Tausende neuer Freunde gewonnen.

Als vor rund 10 Jahren der Berner Radiosender seinen Betrieb aufnahm, war Dr. Hans Tribolet («Hans Rych») einer der ersten, die erkannten, daß hier eine Gelegenheit sei, günstig wie keine andere, den Gedanken des sprachlichen Heimatschutzes in weiteste Kreise zu tragen. Trotz mancherlei Widerständen hielt er an seiner Auffassung fest, fand auch bald Gleichgesinnte — und die Entwicklung hat ihm recht gegeben. Am 4. Januar 1926 traten unsere Spieler zum ersten Male (mit der «Stöcklichkrankheit») vor dem Mikrophon auf. Innert weniger Monate folgten «Knörri und Wun-

derli», «Der Vatter», «Vatter und Sohn», «Läbig Schueh» . . . und seither sind, unter immer bessern technischen Möglichkeiten, nach und nach alle unsere kleinern und viele der größern Repertoirestücke in den Äther hinaus gesendet worden, vor nicht langer Zeit sogar, nicht ohne Bedenken, aber mit schönem Erfolge, «Geld und Geist».

Mehrere Jahre lang fanden unsere Hörspiele unter dem Namen des Vereins statt. Heute besteht eine vom Verein an sich unabhängige Spieltruppe (die Ansage lautet jeweilen «Mitglieder des Heimatschutztheaters»), die nicht nur unsere Stücke spielt, sondern auch an allerhand volkskundlichen, heimatlichen, geschichtlichen Hörfolgen mitwirkt. Sie wird immer häufiger herangezogen, und das freut uns, wenn es oft auch schwer hält, die beiderseitigen Proben und Anlässe so anzuordnen, daß keine Kollisionen entstehen.

Für die Betätigung am Mikrophon wird unsern Leuten — wie allen denen, die im Radio auftreten — eine Vergütung ausgerichtet. Wir gönnen unsern Spielern — von denen manche die Krisenzeit recht empfindlich zu spüren bekommen haben — diese bescheidene Nebeneinnahme herzlich. Anderseits wirft sich die bestimmte, nicht leicht zu nehmende Frage auf: haben sie Zusammenhang und Arbeitsfreudigkeit genug, um auch dem eigentlichen, ursprünglichen Heimatschutztheater treu zu bleiben, das kein materielles Entgelt bieten kann? Besonders dann, wenn die schlimmen Zeiten sich noch verschlimmern sollten?

Gefährlicher als das Radio ist für die Kunst, der wir uns widmen, der Film, weil die Leute, meist ohne den Zusammenhang des Stückes und die Charaktere zu kennen, in Spielsituationen gestellt und dazu erzogen werden, auf sensationelle Wirkung hin zu spielen. Auch die Wahl der Filmstoffe ist nicht immer förderlich für die schauspielerische Kunst.

Die Gefahren, die uns heute drohen, liegen viel weniger in innern Verhältnissen denn in Gewalten, die von außen an unsere Mitglieder herantreten: Sensation und Materialismus.

*

Als das Heimatschutztheater 1915 ins Leben trat, stand es, was städtische Verhältnisse betrifft, recht einsam auf weiter Flur. Das ist heute anders geworden, ganz sicher nicht zum mindesten auch durch unser Beispiel.

In Zürich entstand 1917 die «Freie Bühne». Um die nämliche Zeit wurde in Bern die «Zytglogge-Gesellschaft» ins Leben gerufen, die ebenfalls vorwiegend das Mundarttheater pflegt. Die vor etwa 10—12 Jahren entstandene «Heimatschutzbühne Glarus» steht uns besonders nahe; sie spielt mit schöner Begeisterung u. a. bernische Stücke (Schmockerlisi, Hansjoggeli) in Glarner Mundart. Als gleichgesinnt und -gestimmt darf auch Schoecks Tellspiel-Truppe in Brunnen angeführt werden. Fritz Ringgenbergs Meiringer Freilichtspiele (seit 1934, historische Stücke: «Isen im Fiir», «En niwwi Zyt», «Kristall») sind in Heimat und Volkstum verwurzelt. In Biel ist unlängst ein Liebhabertheater entstanden, mit dem uns freundliche Beziehungen verbinden.

Das Volkstheater der bernischen Landschaft darf in den letzten Jahren eine erfreuliche Aufwärtsentwicklung verzeichnen. Dramatische Vereine (so Münsingen, gegründet 1918), Gesang-, Musik-, Turnvereine haben gelernt, Kunst und Kitsch zu unterscheiden. Fast jede unserer Aufführungen hat Besucher vom Lande, die sich bei uns ein Urteil über ein neues oder älteres Stück bilden wollen, die sich Anregungen holen für Bühnenausstattung und Regie, für die Auffassung und Wiedergabe schwieriger Rollen, für die Gestaltung wirkungsvoller, künstlerischer Bühnenbilder.

Das bernische Heimatschutztheater hat nach wie vor eine Kulturmission. Wir stehen zu ihr; wir bleiben unsern Zielen, unserm ursprünglichen Gedanken treu. In dieser Hinsicht hat sich bei uns nichts gewandelt. Wir stellen weiterhin unser Können und Wollen in den Dienst am Volke, an der Heimat. Aus diesem Grunde haben wir uns mit Gleichgesinnten zusammengeschlossen in der Gesellschaft für schweizerische Theaterkultur. In ihren Reihen wollen wir kämpfen für das Werden und Wachsen eines wirklich schweizerischen Theaters.

Bern, im August 1936.

Christian Lerch.